

## Friedrich Kümmel

## Die Sprache als Ort der Referenz.

## Zur heuristischen Funktion des Eigennamens für die Theorie der Sprache\*

## Inhalt

1. Die Frage nach der Referenz als erkenntnistheoretisches Problem und als Frage nach dem Wesen der Sprache 2
2. Der Streit um die Referenz der Sprache 4
3. „Wort“ und „Name“ als Anwärter für die Referenz 5
4. Die Markierung einer fundamentalen Differenz im Verhältnis von Referenz und Bedeutung 8
5. Bedeutung (reference) und Sinn (meaning) bei Frege: die Markierung eines logischen Schnitts 10
6. Zur semantischen Theorie des Namens bei Russell: die Herausarbeitung eines Dilemmas 11
7. Die Logik als Sachwalter der Referenz und als Platzhalter ihrer Aporien 13
8. Zum Verhältnis von logischer und pragmatischer Lösung des Referenzproblems 16
9. Die logisch-skeptische Destruktion öffnet der Referenz eine neue Dimension 18
10. Die Aufgabe einer Überwindung unzureichender Alternativen 20
11. Die Referenz der Sprache ist ihr eigener Ort 23

---

\* Es handelt sich um einen bislang unveröffentlichten Text. Als Hintergrundkontext für die hier gemachten Erörterungen kann die folgenden Literatur dienen:

Mill, J. S., *A System of Logic. Ratiocinative and Inductive*. Toronto, London 1973, 1974 (zuerst: 1843).

Frege, G., *Schriften zur Logik und Sprachphilosophie*. Aus dem Nachlaß. Hamburg 1971.

Frege, G., *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*. Göttingen <sup>6</sup>1986.

Russell, B., *Die Philosophie des logischen Atomismus. Aufsätze zur Logik und Erkenntnistheorie 1908-1918*. München 1976.

Russell, B., *Philosophische und politische Aufsätze*. Stuttgart 1980.

Herder, Johann Gottfried, *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*. Reclam-Ausgabe 1966 (Nr. 8729[2]).

Humboldt, Wilhelm von, *Schriften zur Sprachphilosophie*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1963 (Werke in fünf Bänden, hrsg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel, Band III.)

Mauthner, Fritz, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*. 3 Bände. Stuttgart 1901-1902, <sup>3</sup>1923.

Misch, Georg, *Der Aufbau der Logik auf dem Boden der Philosophie des Lebens*. Göttinger Vorlesungen über Logik und Einleitung in die Theorie des Wissens. Hrsg. v. Gudrun Kühne-Bertram und Frithjof Rodi, Verlag Karl Alber Freiburg / München 1994.

König, Josef, *Die Natur der ästhetischen Wirkung (1957)*. In: Josef König, *Vorträge und Aufsätze*. Hrsg. v. Günther Patzig. Verlag Karl Alber Freiburg / München 1978, S. 256-337.

Daniels, K. (Hrsg.), *Über die Sprache. Erfahrungen und Erkenntnisse deutscher Dichter und Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. Eine Anthologie*. Bremen 1966.

Brinkmann, Richard, *Hofmannsthal und die Sprache*. In: DVjs 35 (1961), S. 69-95.

Kunne-Ibsch, Elrud, *Die Stellung Nietzsches in der Entwicklung der modernen Literaturwissenschaft*. Max Niemeyer Verlag 1972.

Kellerwessel, Wulf, *Referenztheorien in der analytischen Philosophie*. frommann-holzboog Stuttgart-Bad Cannstatt 1995 (problemata 136).

Whorf, Benjamin Lee, *Sprache Denken Wirklichkeit*. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Rowohlt Taschenbuch Verlag Reinbek bei Hamburg 1963 (rde Bd. 174).

Wolf, Ursula (Hrsg.), *Eigennamen. Dokumentation einer Kontroverse*. Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1985.

12. Sprachliche Referenz zeigt ein Doppelgesicht, das im Sinne eines erweiterten logischen Bezugsrahmens auszulegen ist 25
13. Die Unverzichtbarkeit eines logischen Kriteriums für die Bestimmung des Ortes der Referenz 27
14. Zum Verhältnis von Lautsprache („Ton“) und Zeichensprache („Sinn“) im Namen 29
15. Die „Geburt des Selbst“ aus dem „Eigentum des Namens“ 30
16. Die Referenz des Namens im Ort des Selbst ist gleichursprünglich mit der Referenz des Namens im Ort der Sprache 32

1. Die Frage nach der Referenz erkenntnistheoretisches Problem und als Frage nach dem Wesen der Sprache

Sprachtheorien können sich am Wort und seiner Bedeutung orientieren oder am Namen und seiner Funktion. Im Sinne dieser Alternative stellt Hermann Ammann fest: „Der Personennamen, auf den wir unsere Betrachtungen zunächst beschränken wollen, steht, im heutigen Stand der Sprache wenigstens, außerhalb des eigentlichen Bedeutungsproblems. Soweit seine Bedeutung überhaupt erkennbar ist, hat sie keinerlei notwendige Beziehung zu seiner Geltung als Name.“<sup>1</sup> Folge einer solchen Dichotomisierung ist, daß Sprachtheoretiker, die an der Sprache als Bedeutungsträger orientiert sind, am Eigennamen wenig Interesse zeigen und geneigt sind, ihn als ein fremdes Element geradezu aus der Sprache auszuschließen oder doch randständig in ihr zu machen. Logiker und Namenstheoretiker werden dagegen einwenden, daß Wörter, die sich auf Einzeldinge beziehen (Pronomen, deiktische Terme, Eigennamen bzw. Individualkennzeichnungen) in der Sprache eine zentrale Stelle einnehmen, und zwar auch im allgemeinen Sprachgebrauch selbst und nicht nur im Zusammenhang mit der direkten Bezugnahme auf ein sinnlich Vorgegebenes.<sup>2</sup> Wenn man nun davon ausgehen kann, daß Bedeutung bzw. Sinn dem Binnenraum der Sprache angehört und keine unmittelbare Verweisung nach außen hat, Namen hingegen ihre Funktion gerade umgekehrt in der Herstellung eines solchen Außenbezuges haben, entsteht daraus eine nicht endend wollende Kontroverse hinsichtlich des Wesens und der Funktion der Sprache, die in knappen Zügen nachzuzeichnen unsere erste Aufgabe sein wird.

„Referenz“ meint den Bezug von Sprache bzw. Sprachlichem auf Außersprachliches. Doch wie stellt ein solcher Bezug sich her, und welches sind seine sprachlichen Träger? Sind es die grammatischen Strukturen und die Wortbedeutungen, die die Wörter mit den Dingen verbinden, oder leisten eine solche Verbindung letztlich nur die Namen, die man den Dingen gibt? Sind es die wahren Sätze, die die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit garantieren, oder ist es die Sprachstruktur im ganzen, die unser Bild von der Welt formt und deren „Logik“ bestimmt?

<sup>1</sup> Hermann Ammann, Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen I. Teil: Die Idee der Sprache und das Wesen der Wortbedeutung. Verlag von Moritz Schauenburg Lahr i. B. 1925, S. 66.

<sup>2</sup> In diesem Sinne argumentiert Peter F. Strawson in seinen Arbeiten zur Referenz: On referring. In: Mind, vol. 59 (1950), pp. 320-344; in deutscher Übersetzung wiederabgedruckt in: Ursula Wolf (Hrsg.) Eigennamen. Dokumentation einer Kontroverse. Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1985, S. 94-126. Ders., „Individuals: An Essay in Descriptive Metaphysics (1959). Dt.: Einzelding und logisches Subjekt (Individuals). Ein Beitrag zur deskriptiven Metaphysik. Stuttgart 1972.

Ein Rattenschwanz von erkenntnistheoretischen Fragen schließt sich an, wenn man versucht, das „Worauf“ der Bezugnahme näher zu bestimmen. Auch hier ist die Bandbreite der Möglichkeiten groß:

- Sind es einzelne Gegenstände, und wenn ja, Gegenstände welcher Art: reale Gegenstände – Wahrnehmungsdinge – Sprachdinge – Gedankendinge – „epistemische Dinge“ (Rheinberger<sup>3</sup>) – Projektionen usw.?
- Ist der Bereich der Referenz der Bereich bestimmbarer Gegenständlichkeit („Welt“), im Unterschied zu der sich einem direkten Zugriff entziehenden Wirklichkeit als solcher („Sein“ bzw. „das was ist“)?
- Kann bei der Frage nach der Referenz grundsätzlich nicht verzichtet werden auf die Rede von der „Sache selbst“ oder einem „determinierenden Faktum“?
- Können „Orter“ (τόποι, loci) zum Träger der Referenz werden, auf die man sich beim Sprechen bezieht?

Und schließlich noch zwei Fragen nach der logischen Form der Bezugnahme:

- Ist Referenz gebunden an Widerspruchsfreiheit im Sinne eines logisch-ontologisch und/oder normativ definierten Wahrheitskriteriums?
- Ist referentielle Bezugnahme selbstverbürgend oder ist sie angewiesen auf Begründung und Rechtfertigung?

In sprachtheoretischer Hinsicht laufen alle genannten Annahmen letztlich auf die Frage hinaus, was der Grundvorgang der Sprache ist.

- Ist sie Namengebung unter Bezugnahme auf ein Vorgegebenes – Evokation von Wirklichkeit – Sinngebung – Gedankenform?
- Ist die sprachliche Grundform Existenzbehauptung – Prädikation – Urteil und Satz – „Logos“ und im Kern gleichbedeutend mit „Logik“?
- Und wenn die Sprache das alles in der Tat ist und ein jedes metaphorisch nach allen Seiten hin tragen, amphibolisch nach oben und unten, nach vorn und hinten wenden kann – was transportiert sie dann dabei? Lassen sich da „nackte Kerne“ herauschälen und letzte „Einheiten“ fixieren, oder bleibt das Ganze, wie immer gewendet, die Rückspiegelung eines Zeichengebrauchs und hinsichtlich seiner Wirklichkeitsgeltung „Schall und Rauch“?

Das Problem der Referenz wird dadurch schwierig, daß die genannten Alternativen nicht entscheidbar sind und keine von ihnen ausrangiert werden kann. Dabei muß davon ausgegangen werden daß, was die Sprache zu leisten verspricht, sie in der Tat auch irgendwie leistet – doch wie? Die formale Logik kann bei der Frage nach einem Kriterium der Referenz nicht weiterhelfen und gibt die offenen Fragen an die Sprache selbst zurück. Was diese in Alternativen zerlegt, hin und her wendet und wieder verknüpft, kann logisch trennscharf gemacht werden, doch rettet die logische Analyse nicht vor der skeptischen Destruktion und arbeitet einer solchen vielmehr in die Hände. Der formale Behauptungs- und Negationsmechanismus (dieses! – nicht dieses, sondern ein anderes etc.) füllt keine Aussage und generiert keinen Sinn. Während die Logik von den Inhalten abstrahiert, kann sprachliche Äußerung ohne einen irgendwie

---

<sup>3</sup> Vgl. H. J. Rheinberger, Experiment. Differenz. Schrift. Zur Geschichte epistemischer Dinge. Marburg/Lahn 1992.

aufgefaßten und verstandenen Inhalt nicht auskommen. Aber was ist dieser, woher nimmt sie ihn und wie wird er in ihr faßbar und artikulierbar? Worauf genau bezieht sich die Sprache, wenn sie sich auf 'etwas' bezieht und darüber reden kann? Ein referentieller Bezug irgendwelcher Art muß vorhanden sein und erweist sich bei näherem Zusehen als konstitutive Bedingung des Redenkönnens überhaupt. Fragt man jedoch genauer nach, worin er besteht und wie die Sprache ihn aufnimmt, so zerrinnt, was Referenz zu sein beansprucht, unter den Händen.

Der interne, mit sich selbst kurz geschlossene Zusammenhang von Sprache und sprachlich zugänglich gemachter Welt bzw. Wirklichkeit kann an dieser Stelle nicht weiterhelfen, weil hierbei gar kein sprachunabhängiges Datum mehr veranschlagt wird, wie Referenz es notwendig impliziert. Die Rede von 'Sprache' und 'sprachlich erzeugtem Weltbild' bleibt äquivok und weist nicht über sich selber hinaus. Eine so verstandene, immer schon sprachlich gefaßte und im Lichte der Sprache gesehene Weltgegebenheit ist bereits bezeichnet und weist nicht mehr über sich selber hinaus. Die Frage nach der Referenz sprachlicher Ausdrücke wird an dieser Stelle entweder trivial im Sinne einer internen Relation, oder sie bleibt, will sie den Zirkel sprengen, unbeantwortbar.

Angenommen, menschliche 'Welt' sei in der Tat reduzierbar auf 'Sprachwelt', so steht mit der Frage nach der Referenz nicht nur der Status von 'Welt', sondern das Verhältnis zur Wirklichkeit überhaupt auf dem Prüfstand. Hier verlangt Referenz unerachtet ihrer sprachlichen Fassung die Bezugnahme auf ein Sprachtranszendentes. Was 'wirklich' ist, ist nicht bereits hinterlegt in sprachlichen Formen. Dies gilt auch dann, wenn man von der Annahme ausgeht, daß es letztlich nur über die Sprache aufgeschlossen und zugänglich gemacht werden kann. Wo aber ist dann das Wirkliche als solches zu verorten? Weder kann es im Binnenbereich der Sprache angesiedelt werden, noch ist es schlechterdings ein davon Unabhängiges. Wenn es nicht in der Sprache hinterlegt ist und des Bezugs auf sie gleichwohl nicht entraten kann, ist mit der Frage nach der Referenz ein Zirkel neuer Art ins Feld eingeführt, der nicht mehr nach der einen oder anderen Seite hin reduktiv aufgelöst werden kann und Aufklärung verlangt. Dazu sind alle Annahmen zu dekonstruieren, die eine solche einseitige Auflösung ins Auge fassen.

## 2. Der Streit um die Referenz der Sprache

Sprachauffassungen, die durch Jahrhunderte hindurch Geltung besaßen, können heute nicht mehr aufrechterhalten werden. Dazu gehört die Annahme, daß Wirklichkeit sich in der Sprache abbilde und diese jene repräsentiere. Die Hauptfunktion der Sprache und ihrer einzelnen Elemente wäre, so gesehen, die Repräsentation der Außenwelt im Sinne eines bestimmaren Verhältnisses von Wort und Ding bzw. Satz und Sachverhalt. In diesem Sinne hat Comenius den „Orbis pictus“ als eine mit Wörtern und Sätzen gemalte Welt verstanden und aus dieser Entsprechung im ganzen wie im einzelnen seine didaktischen Prinzipien abgeleitet. Verallgemeinert läuft das auf die Behauptung hinaus: *Sinnvoll* ist ein Wort, wenn es das, was es bedeutet, vorweisbar gibt; *legitim* ist ein Name, wenn ein Träger von ihm existiert; *wahr* ist ein Satz, wenn der Fall ist, was er bedeutet. Auch wenn diese Annahmen durchaus einleuchtend sind und es keinen befriedigenden Ersatz für sie gibt, ist die Frage nach der Referenz damit

nicht bereits beantwortet. Auch wenn all das richtig ist, stellt sich nach wie vor die Frage: Was hat die Sprache mit der Wirklichkeit, was die Wörter mit den Dingen und was die Sätze mit der Wahrheit zu tun? Gehört die Sprache insgesamt zum Bereich des „Scheins“ (der δόξα), oder ist sie nach wie vor als wirklichkeitsbezogen und wirklichkeitsmächtig zu betrachten? Und was ist, wenn man von beidem gleichzeitig ausgehen muß?

Gegen die urdoxische und angesichts der vergleichenden Sprachkritik naiv erscheinende Auffassung, die Sprache beziehe sich auf eine Wirklichkeit, die (a) außerhalb von ihr liegt und die sie (b) in geeigneter Weise abzubilden bzw. zu repräsentieren habe, sind seit alters gewichtige Einwände erhoben worden. Daß man mit der Annahme einer unmittelbaren Korrespondenz von Sprache und dem, worauf sie sich bezieht, in Schwierigkeiten kommt, zeigt schon die Vielfalt der Sprachen und der strukturelle und semantische Sprachenvergleich. Aber auch bezüglich der logischen Aspekte (z. B. was die sprachlichen Oppositionen betrifft) sieht man sich mit einem Skeptizismus konfrontiert, den Platon in Auseinandersetzung mit der Relativitätsthese der Sophisten und im Blick auf die Aporien seiner frühen Ideenlehre als unwiderleglich betrachtet hat – es sei denn, man erweitert den logischen Bezugsrahmen um andersartige Grundlagen und spezifische Verhältnisbestimmungen, die einer skeptischen Destruktion standhalten. Aber auch dann ist man bezüglich der Frage nach der Referenz aus den Alternativen noch nicht heraus. Ins Grundsätzliche gewendet, führt Platon im „Kratylos“ aus, daß man keinesfalls von einer natürlichen Entsprechung von Wort und bezeichneter Wirklichkeit ausgehen könne, im Gegenteil: In alles Sprechen mischt sich ein willkürliches Element und gibt dem Sprachen- und Sinnzerfall Raum. Die Menschen reden mit verschiedener Zunge, und daß einer den anderen unter dieser Voraussetzung versteht, wird (wie das Pflingstereignis demonstriert) geradezu zur Ausnahme von der Regel. In dieselbe Schwierigkeit kommt man mit der Wahrheit von Aussagen, die weder durch sich selbst noch durch anderes verbürgt ist und durch zusätzliche Kriterien abgesichert werden muß.

### 3. „Wort“ und „Name“ als Anwärter für die Referenz

Man kann ‘Wörter’ als ‘Namen’ verstehen und ‘Namen’ als ‘Wörter’ und mit beiden sowohl ‘Bedeutung’ bzw. ‘Sinn’ als auch ‘Referenz’ verbinden. Das macht eine Unterscheidung notwendig und zugleich höchst schwierig, denn ‘Referenz’ und ‘Bedeutung’ ist der Sache nach keineswegs gleichzusetzen und muß vielmehr, genau besehen, kategorial trennscharf gemacht werden. Im Sinne einer kategorialen Unterscheidung stellt Strawson<sup>4</sup> fest, daß die Referenz von Sprachausdrücken viel mehr von der Hinsichtnahme des jeweiligen aktuellen Sprachgebrauchs (der Äußerung als solcher) abhängt als von der lexikalischen Bedeutung, die die einzelnen Terme haben. Die Aufnahme eines Bezugs mag durch eine Bedeutungsintention geleitet sein, und doch ist auch dabei referentielle Bezugnahme und intentionale Bedeutungshinsicht noch etwas anderes. So setzt die Bezugnahme auf Personen oder Dinge eine wie immer gegebene Präsenz voraus, während die Frage nach der Bedeutung bezüglich der Frage nach Präsenz bzw. Existenz oder Abwesenheit bzw. Nichtexistenz indifferent ist. Mit anderen Worten ist Referenz an den Raum der Aktualität gebunden, während Bedeutung sich im Bereich

---

<sup>4</sup> Vgl. Anm. 2.

der Möglichkeiten bewegt und zuschreibbar ist oder nicht. Die Verbindlichkeit beider Räume ist eine andere.

Man kann nicht sagen, daß die Sprache diesen Unterschied überhaupt verwischt, aber auch nicht davon ausgehen, daß sie ihn in jedem Falle klar kennzeichnet. In der Regel überlagert sich Bedeutung und Referenz und beides tritt verbunden miteinander auf. Die Bildung solcher Amalgame verwundert nicht, weil ja auch die Bedeutung sich an Gegenstände heftet und dem Referenten zugesprochen wird. Und doch kann man nicht davon ausgehen, daß der Bedeutungsträger als solcher *nichts als die mit ihm verbundene Bedeutung* ist. Auch kann es sich im Verhältnis von Bedeutung und Referenz nicht um einen fließenden, graduellen Unterschied handeln, so als wäre ein bestimmter sprachlicher Ausdruck einmal mehr durch Bedeutung und ein anderes mal mehr durch Referenz bestimmt.

Auch wenn die Sprache beides ineinander spielt, Wörter mit Referenz versieht und Namen mit Bedeutung ausstattet, stellt sich die Frage, wie der mit 'Wort' und 'Name' bezeichnete Unterschied zu fassen ist und genauer markiert werden kann. Daß der Sprachgebrauch an dieser Stelle nachlässig ist, zeigt sich bereits an den für die gegenwärtige Fragestellung leitenden Wörtern wie 'bedeuten', 'bezeichnen', 'meinen' usw., die in alltäglicher Sprachverwendung füreinander einsetzbar sind und sowohl für 'Referenz' als auch für 'Bedeutung' bzw. 'Sinn' stehen können. Unklar bleibt, worauf genau man sich bezieht, wenn man sie verwendet: ob auf Sprachliches oder auf etwas anderes (Gedanken, Dinge, Personen, Wesenheiten usw.), was nicht selber sprachlicher Natur ist oder zumindest nicht auf eine solche reduziert werden kann. Man kann die Sprache als einzigen Zugang zur Wirklichkeit verabsolutieren, mit gleich gutem Grund aber auch als bloßes Zeichen und d. h. als eine Eigenwelt betrachten, die, auch wenn sie mit einer Wirklichkeit zu tun hat und oft genug mit ihr verwechselt wird, dennoch nicht mit Wirklichkeit überhaupt gleichgesetzt werden kann.

Ob man will oder nicht: die Sprache behält ein Doppelgesicht und verbindet mit 'Referenz' andere Modalitäten als mit 'Bedeutung'. Auch wenn ein und dieselbe Rede beides an sich hat, gibt es gute Gründe für die Annahme, daß die „Sprache der Referenz“ und die „Sprache der Bedeutung“ *der Form nach* verschiedene Sprachen sind. Dieser Unterschied muß sich in allem Sprechen irgendwie ausdrücken und nachweisbar sein. Zunächst gilt er für den Wortbestand. Auch unter der Voraussetzung eines geschlossenen Binnenraums von Bedeutung gibt es in jeder Sprache Elemente, die nicht lediglich eine innersprachliche Funktion haben und vielmehr ausdrücklich dazu dienen, die Sprachimmanenz zu durchbrechen und den Blick auf etwas Außersprachliches zu richten. Dazu gehören deiktische Ausdrücke, vor allem aber die Namen und insbesondere der Eigenname (*nomen proprium*). Namen sind als solche durch ihren Bezug auf einen Träger und d. h. durch Referenz (*reference*) definiert, auch wenn sie sekundär eine Bedeutung (*meaning*) annehmen können, z. B. mittels bestimmter Assoziationen oder Konnotationen, die man mit ihrem Träger verbindet.<sup>5</sup> Die semantische Aufladung ist jedoch nicht konstitutiv für den Namen als solchen und trägt nichts zu seiner eigentlichen Funk-

---

<sup>5</sup> Dazu gehören Berufe, Positionen und Eigenheiten, die man mit Spitznamen belegt, aber auch Bedeutungsassoziationen, wie sie sich mit dem „Klang“ eines berühmten Namens verbinden. Und doch hinterläßt der Eindruck und die Rede auch dann noch eine gedoppelte Spur, wenn allgemeine Namen sich mit Resonanzen verbinden und Eigennamen Klang annehmen.

tion bei. Auch der bloße, bedeutungsleere Eigenname, mit dem sich keinerlei Assoziationen verbinden, erfüllt noch seine Funktion als Name.

Und doch hat die an Bedeutung bzw. Sinn orientierte Sprache und eine unter dem Primat der Semantik stehende Sprachtheorie mit den Namen ihre liebe Not. Es besteht eine starke Tendenz, sie wie Wörter zu behandeln und von der Bedeutung her zu verstehen, die man mit ihnen verbindet. So gibt der soziale Kontext vor, was „Rang“ hat und „Namen“ („Wellington“ – „der Sieger von Waterloo“). Aber auch der ganz persönliche Kosenamen, der sich auf eine bestimmte Person, ein Haustier oder einen lieb gewordenen Gegenstand bezieht, ist noch ein Wort, das über die bloße Bezeichnungsfunktion hinaus in Kontexten steht und mit Bedeutung angereichert wird. Eine analoge Tendenz gibt es beim Familiennamen („Maler“; „Müller“; „Schmied“ usw.), der sich vom individuellen Träger ablöst und übergeht in einen sog. „allgemeinen Namen“ (*nomen commune*), wenn er nicht – wie die Berufsbezeichnungen belegen – schon von daher seinen Ausgang genommen hat. Und schließlich dominiert das allgemeine Moment im begrifflich verwendeten Namen, bei dem der bestimmte Artikel durch einen unbestimmten ersetzt wird (*ein Löwe, ein Haus*).

Die im kommunikativen Umgang nolens volens hinzukommenden Bedeutungsassoziationen bilden auch für den strikten Eigennamen noch einen wie immer gearteten Hintergrund, dessen Tönung und Wertigkeit sich im Laufe der Zeit wandelt, während der bezeichnete Gegenstand derselbe bleibt. Der so angereicherte Name bestimmt aber nicht nur den Begriff, sondern auch schon die unmittelbare Wahrnehmung: Auch der in der Steppe entdeckte oder im Zoo aufgesuchte „Löwe“ ist bereits „ein Löwe“, *irgendeiner* und nicht mehr lediglich *dieser da*. Auch wenn seine Präsenz noch so beeindruckend ist, entlockt sein plötzliches Auftauchen mangels einer geeigneten Anredeform den Ruf: „sieh da, ein Löwe“.

Das Beispiel zeigt aber auch, daß die Sache immer noch zwei Seiten hat und behält. Das „Bezug nehmen auf ...“ und das „darüber sprechen können“ sind zwei verschiedene Leistungen, die auch dann höchst unterschiedlich bleiben, wenn sie verbunden auftreten. Der Modus der „Anrede“ und der Modus des „Sprechens über ...“ können nicht ineinander aufgelöst werden, auch wenn die Sprache beides ständig verquickt. Im unmittelbaren Bezug auf den begegnenden Löwen bleibt etwas diesseits der sprachlichen Artikulierbarkeit, auch wenn das Begebnis hintennach geschildert und der Löwe seiner Art nach gekennzeichnet wird.

Ogleich sich hier immer eine doppelte Spur einzeichnet und der lebendige Eindruck sich nicht überhaupt in Sprache übersetzen läßt, wird die so markierte, spürbar bleibende Differenz bei objektiver Betrachtung auch wieder einnivelliert. Was für ein schärferes Bewußtsein auch in seiner Verbindung noch unterscheidbar bleibt, geht für ein im Außenaspekt befangenes, klischeehaft gewordenes Bewußtsein oft genug verloren. Nun können Wörter und Namen gleichermaßen der Anrede wie dem „Reden über ...“ dienen und werden austauschbar. So wie deiktische Ausdrücke durch ihre Inhaltsleere und Verschiebbarkeit eine quasi-allgemeine Funktion erfüllen, zielen nun auch die Namen auf ein Bedeutungshaltiges, Übertragbares und gehen sukzessive über in das Wort und den allgemeinen Begriff. Zumindest scheint es in der Sprache für alles gleitende Übergänge zu geben, was in der Konsequenz dazu führt, den strikten Eigennamen entweder aus dem „Universum der Bedeutungen“ auszuschließen oder aber als einen Grenzfall unter das Wort zu subsumieren.

Man kann sich der Suggestion einer solchen indifferentierenden und vermittelnden Auffassung kaum entziehen, muß aber auch den Preis sehen, der dafür in anthropologischer und erkenntnistheoretischer Hinsicht zu zahlen ist. Sie hat dazu geführt, das Individuum als *ineffabile* zu betrachten und alles, was an ihm bestimmt ist, von vornherein im Raum eines Allgemeinen anzusiedeln, der Meinung folgend, daß es sich nur so überhaupt bestimmen lasse. Das Einzelne *als solches* wird auf diese Weise zum Grenzbegriff möglicher Bestimmung aus allgemeinen Bestimmungsgründen heraus und d. h., es selbst bleibt „draußen“ und macht jede Beschreibung zu einer, wie es scheint, mehr oder weniger gelingenden Annäherung. Im Gedanken der sukzessiven Annäherung von außen her liegt das Mißverständnis, als ob Individuelles bzw. Subjektives auf diese Weise letztendlich doch dingfest gemacht werden könnte. Die viel näher liegende Annahme, daß *es* selber spricht und sich darin sowohl äußert als auch bestimmt, ist im Rahmen einer solchen Auffassung nicht vorgesehen.

#### 4. Die Markierung einer fundamentalen Differenz im Verhältnis von Referenz und Bedeutung

Ein wenn auch noch so unscheinbar gewordener, aber doch fundamentaler Unterschied kann bei alledem nicht übersehen werden, der sich auch bezüglich des Verhältnisses von „Referenz“ und „Bedeutung“ nicht verwischen läßt und ausformuliert werden will. Wie immer Bezugnahme und Bedeutungsverleihung ineinander spielen und mit ein und derselben Äußerung verbunden sind, handelt es sich um durchaus verschiedene Vorgänge, die sich grundsätzlich nicht gegenseitig vertreten können, weil ihre Funktion eine völlig andere ist. Pointiert gesagt: Bezugnahme ist *nicht* Sinnggebung und Sinnggebung *nicht* Bezugnahme. Auch wenn diese in sich selber sinnhaft erscheint, hat dies nichts zu tun mit einer Zuschreibung von Sinn. Im Fall der Bedeutungsverleihung ist Absicht im Spiel und gibt es ein Worumwillen; im Fall der Bezugnahme geschieht Gewärtigung ohne Wenn und Aber und ohne angebbaren Grund. Und selbst wenn man nicht umhin kann, in beiden Fällen von einer Sprache zu reden – und gar noch von derselben –, haben die beiderseitigen Grundvorgänge nichts miteinander gemein und schließen sich bei aller Verklitterung in actu geradezu aus.

Wo Einnivellierung möglich ist und ständig geschieht, muß dem Unterschied besondere Beachtung geschenkt werden. Man muß ein Gespür für derartige Unterschiede entwickeln, die durchgreifend sind und doch nicht in die Augen fallen. Wenn wir vom „Apfel“ im allgemeinen reden, ist der Gegenstand der Aussage (ob ‘real’ oder ‘ideal’ gedacht) ein anderer, als wenn wir einen Apfel in die Hand nehmen und „Apfel“ zu ihm sagen, auch wenn die Sprache diesen Unterschied sogleich wieder verwischt und zu übergehen erlaubt.<sup>6</sup> Sinn (bzw. Wort, Gedanke, Idee) und Gegenstand (bzw. Welt und Wirklichkeit) werden in der Sprache als immer schon verbunden gedacht, und in der Tat kann die gegenständlich gedachte Welt als eine an Bedeutungen bzw. Wertigkeiten gebundene Sprachwelt verstanden werden, die sich in Begriffe einerseits und in Wahrnehmungen andererseits übersetzt. Damit wird die Sprache als

---

<sup>6</sup> Der ganze Universalienstreit des Mittelalters dreht sich um diese Frage. Vorwurf für diese Debatte war das platonisch-aristotelische Erbe, die Sprache primär semantisch von ihren begrifflich faßbaren Inhalten her zu verstehen und die referentiellen, durch Bezugnahme auf ein aktuales Gegenüber bestimmten Aspekte in den Hintergrund zu rücken. Vom jüdischen Verständnis der Sprache her hätten sich an dieser Stelle ganz andere Folgerungen nahegelegt; vgl. Friedrich Weinreb, *Wunder der Zeichen – Wunder der Sprache. Vom Sinn und Geheimnis der Buchstaben*. Origo Verlag Bern 1979.



ein Universum von Bedeutungen zur Totalität und schließt sich gegen alle nicht in ihr befaßten Wirklichkeiten ab, auch wenn sie andererseits zurecht beansprucht, alles und jedes in sich aussagen zu können. Nicht daß die Sprache als solche ein geschlossenes System wäre: der Abschluß liegt hier in der Prädominanz einer vorgegebenen Bedeutung über das, was der Fall ist. In einer der Prädikation dienenden Sprache ist alles und jedes bedeutungsgeladen und nichts bar jeglichen Sinns. Auch der Unsinn macht hier noch Sinn, und an einen Ohne-Sinn wagt niemand mehr zu denken.

Aber dieselbe Verkoppelung von Gegenstand und Bedeutung, von Wert und Sinn, Sache und Urteil weckt auch wieder Bedenken, denn sogleich schließt sich der Zweifel an, ob eine so mit sich selber kurzgeschlossene Sprache sich denn überhaupt noch auf etwas außerhalb ihrer selbst bezieht und genuine Wirklichkeit auszusprechen vermag. So wie man bezüglich eines sich endlos fortsetzenden Gesprächs oder Streits sagt, daß „ein Wort das andere gibt“, kann auch die sich selbstreferentiell abschließende Sprachwelt gesehen werden unter dem Aspekt eines progressiven Verschleißes, der Aushöhlung und des Sprachverfalls. Bedeutungsaufbau und Sinndestruktion begleiten sich hier und halten sich die Waage. Überbietungen werden notwendig und entfalten eine inflationäre Tendenz. Gleichzeitig verbindet sich damit aber auch eine gegenläufige Tendenz, denn im gleichen Maße, in dem die Sprache etwas in sich hineinzieht und verbraucht, wandert auch etwas aus ihr aus und verortet sich an anderer Stelle.

Ins Erkenntnistheoretische gewendet, braucht die Sprache, um mit ihren Inkonsistenzen und Widersprüchlichkeiten fertig zu werden, Kriterien der Konsistenz und Konstanz, die im Rahmen ihrer semantischen und strukturellen Gegebenheiten gar nicht gegeben sind und auch nicht von logischer Seite per definitionem eingeführt werden können. Man *muß* also einen Innen-Außen-Bezug setzen und eine Differenz wahren, die die Sprache selber ständig verwischt und bei der sie so tut, als ob man auch ohne ihre Markierung auskommen könne. Doch welcher Art ist diese Differenz, und woran kann sie festgemacht werden, wenn zwischen Binnenbezug und Außenbezug eine Kluft waltet und auf semantische und syntaktische Weise weder Trennschärfe erreicht noch Deckung hergestellt werden kann?

Aber auch mit der Klärung der erkenntnistheoretischen Frage ist noch kein Endpunkt der Schwierigkeiten erreicht. Während die mit Logik und Erkenntnis verbundene Aporetik vorderhand die Geltung des Allgemeinen betrifft, kommt – spätestens im Zeichen der Aufklärung – der Gedanke der Individualität hinzu und verlangt erneut ein Umdenken. Das Individuelle bzw. Subjektive kann nicht mehr von einem das Urteil tragenden bzw. den Schluß leitenden Allgemeinen her erschlossen werden und hört auf, ein begrifflich und sozial Subsumierbares zu sein. Der Subjektgedanke verwehrt sich mehr noch als der des seinsselbständigen Dings bzw. Wesens der Subsumtion unter ein sprachlich bzw. begriffliches gefaßtes Allgemeines, wie immer sich dieses kausal oder sozial, faktisch oder normativ herausgebildet hat und Geltung beansprucht. Das Subjekt bzw. das Subjektive ist nicht lediglich ein zu Bestimmendes, in wissenschaftlichen, sozialen und materiellen Bezügen zu Verrechnendes, sondern ein sich aus und durch sich selber Bestimmendes, Freigewordenes. Die Frage ist dann, wie auch diese Differenz gegenüber dem nach wie vor bestehenden Herrschaftsanspruch des Allgemeinen wirksam abgesichert werden kann.

An dieser Stelle wird verständlich, warum sich mangels anderer Kriterien die Logik zum Sachwalter der fraglichen Differenz macht, und sei es zunächst nur, um über die ihrem eigenen Kalkül zugrunde liegende Wahrheit oder Falschheit von Aussagen befinden zu können. Daran ist nichts falsch, und doch führt die auf formale Weise erreichte Trennschärfe von „meaning“ und „reference“, „description“ und „denotation“ auf beiden Seiten wiederum in Aporien, solange die Prämissen Heischesätze sind und es bezüglich ihrer Geltung bei unterstellten Wahrheitsannahmen bleibt. Die Markierung einer formalen Differenz löst keine Inhalte ein und sieht sich erneut mit Schwierigkeiten erkenntnistheoretischer Art konfrontiert, die auf formale Weise nicht gelöst werden können. Es stellt sich somit die Frage nach einer Logik, die nicht inhaltsneutral bleibt, Individualität zu ihrem Recht kommen läßt und allem und jedem dazu verhilft, seinen eigenen Ort einzunehmen.

##### 5. Bedeutung (reference) und Sinn (meaning) bei Frege: die Markierung eines logischen Schnitts

Um angesichts der allenthalben gegebenen Aporetik weiterkommen zu können, muß noch einmal eingesetzt und zunächst das herkömmliche logische Kriterium für sprachliche Referenz genauer ins Auge gefaßt werden. Sinn (meaning) und Bedeutung (reference) sind in der Sprache immer schon verbunden, und doch muß die darin liegende Differenz im Sinne der von Frege getroffenen Unterscheidung aufrechterhalten werden, um über die Sachhaltigkeit einer Rede befinden, die Frage nach ihrer Referenz stellen und über die Wahrheit oder Falschheit von Aussagen entscheiden zu können. Frege hat in seiner berühmten Abhandlung „Über Sinn und Bedeutung“ (1892)<sup>7</sup> die beiden Termini „Bedeutung“ und „Sinn“ entgegen dem üblichen Sprachgebrauch in einer kontrastiven Weise definiert. Unter „Bedeutung“ soll dasjenige verstanden werden, was durch ein Wort benannt bzw. bezeichnet wird, während „Sinn“ die Art und Weise meint, wie das Wort sich auf seinen Gegenstand (im weitesten Sinne des Wortes) bezieht. Die so definierte „Bedeutung“ eines Wortes ist (wie beim Eigennamen) *der Gegenstand selbst*, den wir damit bezeichnen, während „Sinn“ dasjenige meint, was im Sinne kontextuell-assoziativer oder begrifflich-allgemeiner Bestimmungen mit ihm verbunden wird, lexikalisch nachweisbar ist oder aus der Äußerung wie aus einem Text herausgelesen werden kann. „Sinn“ ist also dasjenige, was mitschwingt oder mitausgesagt wird, wenn wir uns auf den ‘be-deuteten’ Gegenstand beziehen. Freges Beispiel ist der Planet Venus, dessen „Bedeutung“ dieselbe ist (nämlich er selber), auch wenn er als „Morgenstern“ oder „Abendstern“ in unterschiedliche Konstellationen eingefügt ist und insofern auch schon vom Wort her einen anderen „Sinn“ annimmt.

Frege hat seine Unterscheidung logisch und nicht semantisch getroffen und konnte die umgangssprachliche Überlappung der von ihm als Termini verwendeten Wörter „Sinn“ und „Bedeutung“ einfach ignorieren. Im selben Sinne hatte zuvor schon John Stuart Mill in seinem „System der Logik“ (1843) ausgeführt, daß Eigennamen *als solche* keine Konnotationen bzw.

---

<sup>7</sup> G. Frege, Über Sinn und Bedeutung, in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Neue Folge 100, 1892, S. 25-50; wiederabgedruckt in den verschiedenen Ausgaben.

mitschwingenden Bedeutungsassoziationen, streng genommen also gar keine Bedeutung (in Freges Terminologie: keinen Sinn) haben.<sup>8</sup>

Gegen eine solche terminologische Festlegung ist nichts einzuwenden, weil es sich hierbei um eine formale Unterscheidung handelt. Hilfreich für die terminologische Fixierung ist in einem solchen Fall die Verwendung von Fremdwörtern. Um aus der semantischen Unschärferelation herauszukommen, bieten sich z. B. die englischen Wörter „meaning“ (für Freges „Sinn“) und „reference“ oder „designation“ (für dessen „Bedeutung“) an. Natürlich sind auch diese Wörter in ihrer eigenen Sprache semantisch nicht trennscharf zu machen; als Fremdwörter verwendet fällt es jedoch leichter, sie rein terminologisch zu verstehen.

Die Frage ist jedoch, ob eine so getroffene Unterscheidung das mit der Sprache selbst gegebene Referenzproblem auch zu lösen imstande ist. Hier zeigt schon der Sprachgebrauch, daß „Bedeutung“ und „Sinn“ im Deutschen (und in anderen Sprachen ist es ähnlich) gar nicht so strikt unterschieden werden kann, wie Frege das im Sinn hatte. In umgangssprachlicher Verwendung findet man keine zwei Wörter, die Freges Unterscheidung genau treffen würden; sie spielen alle nach beiden Seiten und lassen in gewissem Sinne offen, ob denn nun ein „Gegenstand“ (ein Referent) oder ein „Sinn“ (ein zu präzifizierender Inhalt) gemeint ist. Dieses Offenlassen und Ineinanderspielen ganz unterschiedlicher Intentionen ist geradezu ein Wesenszug der Sprache. Nie wird Gesagtes von ihr nach den genannten beiden Hinsichten strikt unterschieden und – was den internen oder externen Bezug betrifft – völlig eindeutig gemacht. Frege müßte für seine logisch fundamentale und sachlich völlig berechnete Unterscheidung Kunstwörter einführen, weil Wörter der natürlichen Sprache sich gerade in dem von ihm anvisierten Punkt nicht trennscharf machen lassen und die von ihm gezogene Grenzlinie eher wieder zu verwischen geeignet sind.

## 6. Zur semantischen Theorie des Namens bei Russell: die Herausarbeitung eines Dilemmas

Die semantische Theorie des Namens geht davon aus, daß auch der Außenbezug der Sprache über die Semantik hergestellt wird, so wie im aristotelischen Sinne ein Allgemeines das Einzelne bestimmt und zu präzifizieren erlaubt. Wenn grundsätzlich eine Bedeutung bzw. ein Sinn die Hinsicht leitet, haben auch die Eigennamen bereits eine beschreibende (deskriptive) Funktion. Man kann sie mit gleichem Recht auch als Allgemeinamen verstehen, verbunden mit einem deiktischen Term bzw. einer hinweisenden Gebärde. Was „draußen“ ist, ist so von vornherein einer bereits mitgebrachten, sprachlich hinterlegten Hinsicht unterstellt, oder es bleibt ein gänzlich unbestimmbares „X“.

Auch hier rückt die Logik den Referenten an einen anderen Ort, der nun aber nur noch durch quantifizierbare Existenzoperatoren und nicht mehr durch Eigennamen und präzifizierbare Bedeutungen repräsentiert werden kann. Für eine solche Auffassung spricht ein logisch wie erkenntnistheoretisch stark zu gewichtendes Argument: Wäre der Ort des Referenten eo ipso bedeutungsbestimmt, so müßte auch das Wort „ist“ bzw. „existiert“ wie ein beliebiges anderes Prädikat behandelt und bezugsrahmenabhängig zu- oder abgesprochen werden können –

---

<sup>8</sup> J. St. Mill, A System of Logic, London 1843, Buch I, Kap. II, §§ 1-5. Der einschlägige Text ist in deutscher Übersetzung abgedruckt im Sammelwerk von Ursula Wolf zum Thema „Eigennamen. Dokumentation einer Kontroverse“, Suhrkamp Verlag Frankfurt 1985, S. 43-62.

eine Meinung, der energisch zu widersprechen sich Kant genötigt sah.<sup>9</sup> An dieser Stelle einer in sich widersprüchlich werdenden Existenzprädikation trennen sich Logik und Semantik, und nach wie vor gilt, was Quine kompromißlos feststellt: „*there is a gulf between meaning and naming*“.<sup>10</sup>

Wie aber soll man dieser logisch markierten Kluft gerecht werden können, wenn sie sich alsbald wieder mit semantischen Unschärfen und erkenntnistheoretischen Aporien verbindet und zu skeptischen Konsequenzen Anlaß gibt? Solange es kein analytisches Bedeutungskriterium gibt bzw. ein solches nicht anwendbar ist, bleibt die Bedeutungsdimension vage und ihre Referenz opak. Frege hat zur Wahrung einer in der Tat nur logisch zu bezeichnenden Differenz „Bedeutung“ (Referenz) und „Sinn“ (meaning) terminologisch unterschieden und der Sprache damit Gewalt angetan. Die terminologische Festlegung verhindert aber nicht die bleibende semantische Unschärfe im umgangssprachlichen Gebrauch. So konnte Bertrand Russell mit Recht einwenden<sup>11</sup>, daß auch die Eigennamen *nicht nur* bezeichnen (designate) bzw. einen Gegenstand („diesen da“) vertreten, sondern, um ihn überhaupt aufsuchen und identifizieren zu können, mit irgendeiner Bedeutungshinsicht verbunden sein müssen. Im Sinne eines solchen Woraufhin sind auch referentielle Sprachelemente bereits Bedeutungsträger oder sie bleiben gänzlich „leer“. Die bloße Zeigegeste und der damit verbundene Ausruf „sieh, dies-da, hier ...“ wäre schon kein sprachlicher Ausdruck mehr und würde zudem auch in der aktuellen Situation noch offenlassen, worauf genau er sich richtet.

Bedeutungsgeleitete Intentionalität wird hier zur Bedingung der Referenz gemacht und, wie sich zeigen wird, gleichzeitig zu deren Fallstrick. Zur genauen Erfassung und eindeutigen Identifikation eines Singulären ist eine mit dem Namen verbundene „individual description“ erforderlich. Dabei zeigt sich alsbald der Mangel jeder Beschreibung, bezüglich der Charakterisierung und Identifizierung eines Gegenstandes unvollständig bleiben zu müssen. Im Verlauf der Diskussion wird zudem deutlich, daß eine vollständige Beschreibung nicht nur nicht möglich, sondern zur Identifikation eines einzelnen Gegenstandes auch gar nicht von Nutzen ist; ein willkürlich herausgegriffenes „Bündel“ vergleichbarer Merkmale ist dazu viel besser geeignet.<sup>12</sup> Auch die semantisch verfeinerte Theorie der Referenz muß somit den genauen Bezug offenlassen und kann Quines aus logischen Gründen gemachte Feststellung: „*there is a gulf between meaning and naming*“ nicht widerlegen.

Seinem prädikatenlogischen Ansatz entsprechend, macht Husserl zwischen „Namen“ und bedeutungshaltigen „Wörtern“ keinen Unterschied und versucht nicht mehr, das logische Krite-

---

<sup>9</sup> I. Kant, Kritik der reinen Vernunft, 3. Hauptstück, Vierter Abschnitt: Von der Unmöglichkeit eines ontologischen Beweises vom Dasein Gottes. Russell trägt der Sonderstellung des Existenzoperators mit seinem prädikatenlogischen Schema Rechnung.

<sup>10</sup> W. van Orman Quine, On what there is. In: From a logical point of view Cambridge, Mass. and London 1953, p. 196 (dt.: Von einem logischen Standpunkt. Frankfurt a. M. 1979).

<sup>11</sup> Vgl. dazu B. Russell, Die Philosophie des logischen Atomismus. Aufsätze zur Logik und Erkenntnistheorie 1908-1918. München 1976. „On denoting“ (1905), dt.: Über das Kennzeichen; in: Philosophische und politische Aufsätze, Stuttgart 1980, S. 3-22. „Logik und Ontologie“ (1957); in: Philosophie. Die Entwicklung meines Denkens (1959). München 1973, S. 239-246. „Strawson on Referring“ (1957); in: Philosophie. Die Entwicklung meines Denkens (1959). München 1973, S. 246-254.

<sup>12</sup> Vgl. dazu Wulf Kellerwessel, Referenztheorien in der analytischen Philosophie. Verlag frommann-holzboog Stuttgart-Bad Cannstatt (problemata frommann-holzboog 136), S. 161 ff. zu Searle als Vertreter der sog. Bündeltheorie.

rium in die Sprache selbst hineinzutragen. In dem von ihm entwickelten Satzschema ist die „Bedeutung“ bzw. der „Sinn“ eines Terms (beides verstanden als *meaning*) grundsätzlich prädikativ zu verstehen und nicht rückführbar auf „Existenz“ (reference). „Existenz“ als solche liegt gar nicht im semantischen Bereich, und dieser bezeichnet und beschreibt (denotes, designates, describes ...) insofern ‘nichts’. Der Innen- und Außenbezug bleibt somit wie bei Frege strikt getrennt. Bedeutung bzw. Sinn bewegt sich gänzlich innerhalb der Dimension der Sprache, auch wenn gleichzeitig davon ausgegangen werden muß, daß die prädikative Bestimmung über sich hinausweist und zur Identifizierung und Beschreibung des externen Gegenstandes X notwendig erfordert ist.

Aber auch Russell kann mit seiner Theorie der „individual descriptions“ – und deutlicher noch im Ansatz seiner Prädikatenlogik – nicht umhin, den *rein designativen* Gebrauch von Wörtern bzw. Eigennamen (prädikatenlogisch ausgedrückt: ihre Funktion als Individuenvariablen bzw. –konstanten in Verbindung mit Existenzoperatoren) von ihrem *prädikativen* Inhalt und Gebrauch zu unterscheiden, auch wenn er geneigt ist, das Bezeichnen selbst von allen „ontologischen Verpflichtungen“ (ontological commitments; W. v. O. Quine) freizusprechen. Aber ist, so muß man hier weiterfragen, wenn schon nicht die Referenz, so doch wenigstens der Sinn von Sprachausdrücken in der Sprache selbst auch absicherbar? Hier wird das von Quine konstatierte Trilemma perfekt, denn die Rede von Synonymität (Bedeutungsgleichheit bzw. Austauschbarkeit *salva veritate* von Sprachausdrücken) hat weder ein analytisches noch ein semantisches Kriterium und kommt ohne den Rückgang auf ein Außersprachliches gar nicht aus, ohne jedoch an einem solchen dingfest gemacht werden zu können. Je verfeinerter das Analyseinstrument ist, um so unabweislicher führt es in die Aporie und zeigt keinen Ausweg mehr aus dieser auf.

Verlegenheiten und Zweifel dieser Art lassen ahnen, in welche Schwierigkeiten man mit der Frage nach der Referenz der Sprache kommt. Und doch muß man nach wie vor davon ausgehen, daß Gesprochenes sachhaltig ist und nicht einfach nur so hingesagt wird. Aber keine solche Präsupposition schließt die logisch markierte Kluft zwischen dem „Satz“, den man ausspricht, dem „Sachverhalt“ über den man redet und der „Tatsache“, die sich dahinter verbirgt. Auch mindert es nicht die Differenz zwischen dem, was einer sagt und was er damit sagen will. Noch schwieriger wird das Problem bei zwei Sprechern, die, wiewohl sie sich verständigen können, nicht wissen und auch auf keine Weise in Erfahrung bringen können, ob jeder mit dem Gesagten, Gedachten und Intendierten dasselbe verbindet wie der andere. Die Situation erscheint hoffnungslos, denn auch der zu Hilfe genommene Augenschein, der Zeigefinger und das Empfinden deuten nicht sicher; auch ihnen entzieht sich der Gegenstand. Und doch kommunizieren Menschen miteinander und können sich verständigen – *irgendwie*. Aber auch mit dieser pragmatisch richtigen Aussage kann es nicht sein Bewenden haben.

## 7. Die Logik als Sachwalter der Referenz und als Platzhalter ihrer Aporien

Für das *punctum* (R. Barthes<sup>13</sup>) des Themas „Referenz“ kann man nicht umhin, auf die Logik zu rekurrieren, die nach allen vorgenommenen Relativierungen und skeptischen Wendungen

---

<sup>13</sup> Vgl. Roland Barthes zu „Studium und punctum“ in: Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie (1980). Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1985 (suhrkamp taschenbuch 1642), S. 33 ff.

zu ihrem vorderhand einzigen Sachwalter wird. Die Sprache, so sieht es im Blick auf die geschlossenen Eigenwelten und die Verfallsformen des „Geredes“ aus, ist möglicherweise gar nicht in der Lage, einem drohenden Wirklichkeitsverlust zu wehren, ja es scheint, daß sie ihm auch noch Vorschub leistet. „Worte über Worte über Worte ...“ Die Befürchtung ist, daß Referenz und mit ihr der Anspruch der Sache im Kontext der Sprache überhaupt verschwinden könnte, wenn keine Wirklichkeit ihr mehr zu Hilfe kommt und auch die Logik sie nicht rettet. Eine Antwort hängt davon ab, ob die bisherige Rekonstruktion des Problems hinreichend ist und alle Möglichkeiten ausgeschöpft hat.

Im Sinne der *Sprachkritik* ging es Gottlob Frege darum, die Bezugnahme (Referenz) von Sprachausdrücken (Namen, Wörtern, Begriffen usw., allgemein von Termen) mittels eines logischen Kriteriums vom Sinn bzw. der Bedeutung zu trennen und die Frage nach der Wahrheit oder Falschheit von Aussagen entscheidbar zu machen. Nur so können sie in einem wissenschaftlichen Kontext Verwendung finden, der zurecht beanspruchen kann, etwas über die Wirklichkeit auszusagen. Bertrand Russell folgt derselben Intention und hat seine Prädikatenlogik so schematisiert, daß auf der einen Seite nur Existenzoperatoren (alle; es gibt ...) in Verbindung mit Individuenvariablen bzw. -konstanten zu stehen kommen, auf der anderen Seite aber alle Prädikationen („Deskriptionen“ inklusive der „individual discriptions“), mittels deren eine Identifizierung und begriffliche Bestimmung der Redegegenstände möglich ist. Zweideutig an diesem ganzen Unternehmen ist jedoch, daß die genauere logische Analyse des Referenzproblems auch wieder abführt von dem Ziel, dessetwegen sie unternommen wurde. Die als Sachwalter der Referenz eingeführte Logik erweist sich gleichzeitig als Ort ihrer Aporien und destruiert ebenso gründlich, was sie zuvor aufgebaut hat. Sie insistiert auf Referenz und beweist gleichzeitig die Unmöglichkeit, referentielle und semantische Eindeutigkeit zu erreichen.

Die Folge ist ein Kompromiß, dessen logische Implikationen noch nicht hinreichend ausgeleuchtet worden sind. Bildhaft gesprochen, wird die Frage der Referenz zwischen Logik, Semantik und Pragmatik im Kreis herumgereicht. Man kann in dieser wechselseitigen Verweisung eine Verlegenheit sehen, gleichzeitig aber auch einen Hinweis darauf, daß eine gelingende Bezugnahme (Referenz) in der Tat *sowohl* logische („dasselbe“; ein Identisches) *als auch* faktische („dies-da hier“) *und nicht zuletzt* semantische Kriterien („ein solches“) hat und ihr Zusammenwirken braucht. Einerseits können die drei Felder und die darauf bezogenen Kriteriensätze sich nicht gegenseitig abdecken – sonst wären nicht alle drei nötig –, andererseits aber müssen sie, soll Bezugnahme gelingen, sich gegenseitig unterstützen und gleichzeitig korrigieren. Aber auch wenn die Vorstellung einer solchen Verbindung und Angewiesenheit aufeinander nicht ohne tieferen Wahrheitsgehalt ist und im pragmatischen Sinne auch völlig genügt, handelt es sich doch an jeder Stelle um ungedeckte Wechsel, die von einer Hand zur anderen gereicht werden und offen lassen, ob sie letztendlich eingelöst werden können.

Aber auch das Thema der Verbindbarkeit derart heterogener Bezugsrahmen und Kriteriensätze ist nicht ausgestanden. Es handelt sich um drei der Art nach verschiedene und d. h. auch formal zu unterscheidende Bezugsrahmen, die sich nicht zur Deckung bringen lassen:

(a) den Raum logischer Möglichkeit, der von allem auch das Gegenteil noch mit umfaßt;

(b) das Feld zeit-räumlicher Positionen, in dem bestimmte Dinge lokalisiert sind und sich in ihren Stellen gegenseitig ausschließen und schließlich

(c) die sprachlichen Bedeutungskontexte, die eins ins andere spielen und sich auf nichts eindeutig festlegen lassen.

Ein solches Zusammenspiel heterogener Bezugsrahmen ist, pragmatisch gesehen, durchaus funktional, und doch trägt es unter analytischem Aspekt die Züge einer davongaloppierenden Aporie von Aporien an sich. Auch wenn zwischen den an unterschiedlichen Bezugspolen ansetzenden Verfahrensweisen Übergänge durchaus möglich sind, hängt die ganze Konstruktion doch in der Luft. Sie erkaufte ihre Produktivität mit einem Verlust an Tragfähigkeit in den Grundlagen.

Das Aneinanderlegen formal bzw. dimensional unterschiedlicher Kriteriensätze und Bestimmungsverfahren besagt zunächst nicht mehr, als daß die *logische Voraussetzung* „desselben“ die *lokalisierende Zeigegeste* „dies da!“ nicht ersetzt und auch die *sprachliche Beschreibung* zur Identifizierung des Gegenstandes nur indirekt etwas beitragen kann. Zur bleibenden Inkongruenz der Felder kommt erschwerend hinzu, daß auf keine der genannten Weisen – und auch nicht durch deren Zusammenspiel – eine zweifelsfreie Bestimmung möglich ist. Dies läßt sich generell mittels des Zirkelarguments in Verbindung mit der *reductio ad absurdum* zeigen, durch die auch die Grundlagen logischer Geltung und logischen Operierens selbst noch in den Widerspruch hineingezogen werden.

Die Logik untergräbt so, wie es scheint, die von ihr selbst gelegten Fundamente. Wulf Kellerwessel<sup>14</sup> führt in seiner Darstellung der neueren Referenztheorien in diesem Sinne aus, daß der logische Bezugsrahmen der Referenz zwischen den Grenzen „alle Terme referieren und „kein Term referiert“ liegt. Innerhalb dieses Spielraums gibt es kein logisches Kriterium mehr, um über Referenz oder Nicht-Referenz eines Terms entscheiden zu können. Hinzu kommt, daß beide Grenzannahmen selbstwidersprüchlich sind und Referenz schon aus rein formalen Gründen nicht unterstützen können. Wenn also nur die dritte Annahme übrig bleibt: „einige Terme referieren“ (und das heißt auch: „einige Terme referieren nicht“), so gibt auch dies keine Entscheidungsgrundlage her, welcher Term denn nun referiert und welcher nicht. Hinzu kommen die enormen Schwierigkeiten, Referenz in modalen (indirekten, obliquen, opaken etc.) Kontexten zu bestimmen und Existenzbehauptungen bezüglich fiktiver Gegenstände auszuschließen. Dies tangiert den logischen Gegenstandsbegriff („alles, was es (denkbar) gibt“). Der Streit darüber, ob man Entitäten wie „Pegasus“, „Einhorn“ usw. im Bereich sinnvoller Sätze zulassen sollte, geht mangels eines stichhaltigen empirischen Kriteriums letztendlich zugunsten einer solchen Bereichserweiterung des „Denkbaren“ aus und findet in einem „narrativ“ verstandenen Sprachgebrauch auch jede Unterstützung.

Auf keine Weise ist hier somit die Aporie aus der Welt zu schaffen. Zwar verlangt der logische Kalkül die Entscheidung der Wahrheitswerte von Basisaussagen und setzt insofern ein ontologisches Datum bereits voraus. Gleichzeitig aber gibt es aus rein formalen Gründen keine Möglichkeit, im Einzelfall über Wahrheit bzw. Existenz zu befinden und sie behaupten oder bestreiten zu können. Der logische und sprachliche Raum ist der Raum der megarisch verstandenen Möglichkeit, nicht aber die Dimension des Wirklichen als solchen.

---

<sup>14</sup> Vgl. a. a. O. (siehe Anm. 13), S. 20 ff.

## 8. Zum Verhältnis von logischer und pragmatischer Lösung des Referenzproblems

Der Versuch einer logischen Präzisierung der Bezugnahme (Referenz) legt es nahe, in idealisierender Weise über die sprachlichen Vorgaben hinauszugehen und uneinlösbare Definitiv- bzw. Identitätsvoraussetzungen zu machen. Auch wenn diese im einzelnen gegeben sind, entgeht doch das so aufgebaute System nicht seinem eigenen Widerspruch. Pragmatische Argumentation kann hier entgegenhalten, daß man sich de facto mit einem lockeren Netz indefiniter semantischer und indexikalischer Elemente begnügen muß. Pragmatisch gesehen bringt diese Einsicht eine neue Klarheit, die indes keineswegs alle Unwägbarkeiten aus der Welt schafft. Die Lage wird im Gegenteil komplexer und unabsehbarer, wenn die Sprecher nun *wissen*, daß Bedeutungsfestlegungen weder die Selbigkeit des Gedankens noch die Einheit des Gegenstandes garantieren können, es andererseits aber auch nicht einfach dabei bewenden lassen können, immer nur im Nebel herumzustochern. Wie aber kann mit der unaufhebbaren Zweiseitigkeit der Situation auf optimierbare Weise umgegangen werden?

Die Sprachpragmatik akzeptiert gegenüber der auf Präzisierung bedachten Sprachlogik die unbestimmten und unbestimmbar bleibenden Grundlagen des Sprechens- und Kommunizierens. Damit kann zum Prinzip der Übereinstimmung hin individuelle Differenz als ein weiteres Prinzip geltend gemacht und zum Zwecke der Verbindung beider das Paradox als legitime Denkfigur eingeführt werden. Ein so verstandenes Paradox legt sich stets nach verschiedenen Seiten aus. Auch wenn zwei mit denselben Sprachausdrücken Verschiedenes meinen, können sie sich verständigen. Gleichzeitig gilt, daß die exakte Festlegung des Sinns den Vorgang der Verständigung eher behindern würde und kommunikativ keineswegs eindeutiger machen könnte.

Damit wird die in Russells Versuch einer möglichst vollständigen Beschreibung alles Einzelnen zutage tretende semantische Unschärferelation noch überboten und der Sprachvorgang überhaupt von definitiven Rahmenbedingungen unabhängig gemacht. Unbestimmtheit gibt es nicht nur im Einzelnen, sondern auch und mehr noch im Ganzen. Die Rede von einer nicht nur nicht aufhebbar, sondern selber produktiv zu machenden „semantischen Unschärferelation“<sup>15</sup> impliziert, daß der Versuch eindeutiger Bestimmung an der einen Stelle den Fokus an anderer Stelle wegnimmt und keine Bestimmbarkeit im ganzen möglich ist. Was die logische Semantik im Interesse eindeutiger Präzisierung ausgeleuchtet hat, wird entgegen der hier verfolgten Intention immer noch fließender und unerforschlicher. Aufs Ganze gesehen, erscheint nun alles höchst paradox und hüllt sich in ein Geheimnis.<sup>16</sup>

Mit dem Geltendmachen der „semantischen Unschärferelation“ kommt die Sprache nicht an ihr Ende, sondern allererst in ihre eigene Möglichkeit. Nun erst greift das Argument der „ordinary language“- und „speech act“-Theoretiker (Austin, Searle, Strawson, Wittgenstein u. a.), daß sprachliche Kommunikation *pragmatisch* gelingt, auch und gerade weil *keine* Eindeutigkeit des Sprachgebrauchs vorausgesetzt wird und hergestellt werden kann. Eine solche muß bei näherer Betrachtung dysfunktional werden, weil zu viele Einschränkungen mit ihr ver-

<sup>15</sup> So nenne ich im Anschluß an Heisenbergs Unschärferelation die Sache.

<sup>16</sup> Das Auftreten von Paradoxien ist an dieser Stelle indes kein Hals- und Beinbruch mehr, sondern gibt einen Vorschein auf logisch andere Möglichkeiten.



bunden sind und unnötige Stolpersteine in den Weg gelegt werden. Die Bescheidung erweist sich an dieser Stelle als ein Vorteil. Pragmatisch gesehen kann und muß letztlich offen bleiben, ob, wenn zwei dasselbe sagen, sie auch dasselbe meinen, denken und tun.

Die Differenz zwischen logischen und pragmatischen Grundannahmen ist deutlich: Der Sprachlogiker (so wie er sich herkömmlich versteht) setzt auf genaue Bestimmung als Bedingung der Möglichkeit, „gleiches Denken“ (Schleiermacher<sup>17</sup>) bzw. „Wissen“ zu erreichen, der Sprachpragmatiker auf ein Weiterkommen durch Kommunikation unter unbestimmten und im Ganzen unbestimmbar bleibenden Bedingungen. Dabei muß das Ziel der Übereinstimmung – das Wirkliche selbst als ein geteiltes – nicht mehr vorausgesetzt oder im Sinne eines anzustrebenden Ideals in den Fluchtpunkt konvergierender Perspektiven verlegt werden.

Wenn sich nun aber keiner der beiden Gesichtspunkte aus dem Feld schlagen läßt, steht Kommunikation gleichzeitig unter zwei höchst unterschiedlichen Anforderungen und Rahmenbedingungen: Einerseits ist sie eingespielt und wird durch Erwartung, Gewohnheitsbildung und ein durchschnittliches Verständnis geleitet. Den Extremfall in dieser Richtung bilden die Stereotypen. Andererseits sieht Kommunikation sich in einem vieldimensionalen Möglichkeitsraum gestellt, der Bestimmung erlaubt und in manchen Fällen auch nahelegt, aufs Ganze gesehen aber gar nicht auf sie angewiesen ist. Was von der einen Seite her als Mangel der Sprache erscheint, ist von anderer Seite her gesehen ihr Gewinn und macht ihre eigentliche Produktivität aus. Die nicht zu beseitigende Unschärferelation in der Zuordnung von Gedanken, Worten und Wahrnehmungen, von Gegenständen und Handlungen ist kein Hindernis, sie macht vielmehr gerade umgekehrt das Unmögliche möglich, indem sie heterogene Bezugsrahmen über lose Beziehungen hinweg in ein Verhältnis zueinander bringt und, was die eine Seite vorgibt und leistet, von anderer Seite her erfüllen und befruchten läßt.

Vor dem Hintergrund des Gesagten ist deutlich, daß die logischen wie die pragmatischen Lösungsperspektiven unverzichtbar sind und keiner der beiden Wege dem anderen sein Recht streitig machen kann. Wer Bestimmbarkeit will muß Unbestimmtheit zulassen, und wer von dieser ausgeht Bestimmung wollen. Die darin liegende Gegenläufigkeit kann nicht übersehen werden. Genauere Festlegungen sollen gewährleisten, daß man weiß worüber man redet, und zugleich bringt jeder Versuch einer genaueren Bestimmung zwangsläufig neue Unklarheiten mit sich. Es ist wie bei gleichzeitig zusammen- und auseinanderlaufenden Scheren (X), deren einer Winkel sich öffnet, wenn und indem sich der andere schließt. Jede Seite hat hier eine Gegenseite, mit jeder Bewegung ist eine Gegenbewegung verbunden und auch in der Vereinseitigung kehrt die andere Seite wieder – und doch bleiben die beiderseitigen Grundannahmen und Verfahrensmodalitäten inkommensurabel miteinander.

Beides zusammenzudenken verlangt ein komplexes, die je ‘andere Seite’ in sich aufnehmendes „logisches Bild“. Das Bild der auseinander- oder zusammenlaufenden Schere gehört – wie das der Doppelschleife oder „liegenden Acht“ – bereits zur disjunktiven Struktur, auf die hin das Thema der „Referenz“ weiterentwickelt werden muß. Zunächst aber ist, wenn nichts je

---

<sup>17</sup> Unter der Voraussetzung individueller Differenz definiert Schleiermacher in seiner „Dialektik“ Wissen als „gleiches Denken“, wobei es jedoch immer nur bei einer Annäherung bleibt: [] In der Hermeneutik hingegen geht es seiner Meinung nach primär um das Verstehen individueller Äußerung und Werkgestaltung, was ebenfalls nur in Annäherungen möglich ist. Auch wenn so die Zielsetzung beider Verfahren entgegengesetzt ist, läßt sich die eine Aufgabe gar nicht von der anderen trennen.

eindeutig, sicher und beweisbar gemacht werden kann, das Dilemma perfekt. Während der Logiker hier eine Aporie bzw. einen paradox verknüpften Endpunkt sieht, rettet sich der Pragmatiker mit einem Sprung heraus ins offene Netz und entzieht sich der drohenden Skepsis mit dem Hinweis, daß „es geht“ – *irgendwie* –, wobei dem allerdings hinzuzufügen ist, daß es manchmal auch nicht geht, und dann doch wieder geht, aber anders als erwartet usw.

Das zuletzt Gesagte ist nicht mehr nur ein pragmatisch aufzulösendes Problem und verlangt vielmehr den Übergang auf eine andere Ebene. Was Kierkegaard von der „Wiederholung“ sagt: „dasselbe und doch verändert und doch dasselbe ...“<sup>18</sup>, kennzeichnet den Weg des Lebens auf seinem *ineins* abgründigen und tragfähigen Grund. An dieser Stelle erweisen sich die Logik der Alternativen und die diese überspielende Pragmatik als Zwillingenbrüder, die einander nichts voraus haben und an denselben Gebrechen leiden. Die wirkliche Grundlage für das Gelingen oder Mißlingen von Kommunikation und Verständigung bleibt für beide Positionen ein Hintergrundphänomen, das zwar im ganzen verlässlich ist, keineswegs jedoch vor Irrwegen und Abstürzen bewahrt. Wie aber kann diese Differenz gewahrt und wirksam zur Geltung gebracht werden?

## 9. Die logisch-skeptische Destruktion öffnet der Referenz eine neue Dimension

Fragt man nun weiter, ob und wie Referenztheorien auch noch diese Thematik abarbeiten können und wo sie dabei landen, so läßt sich aus dem Gesagten fürs erste die vom Pragmatismus akzeptierte Folgerung ableiten, daß ein wachsendes Maß an Unbestimmtheit und Widersprüchlichkeit in Kauf zu nehmen ist und auch nicht als bedrohlich empfunden werden muß, weil und solange der Erhalt des Ganzen dadurch nicht in Frage gestellt ist. Von bestimmter und bestimmbarer Referenz geht der Weg nun zu zunehmend unbestimmt werdender Bezugnahme – das Gegenteil von dem, was wissenschaftliche Forschung zu erreichen beansprucht hatte.

Mit der logischen Destruktion von Referenz ist eine erkenntnistheoretische Bescheidung verbunden. „Was es gibt“ (im Sinne verständlicher Sätze), „was der Fall ist“ (d. h. im zeit-räumlichen Bereich empirischer Erfahrung antreffbar ist) und „was Sache ist“ (im Sinne der Bestimmung des Falls) kann nicht mehr geglichen, aber auch nicht trennscharf gemacht werden. Referenz kann nicht festgemacht werden, solange das „es gibt“ den Bereich des denkbar Möglichen abdeckt, der „Fall“ sich nicht eindeutig identifizieren läßt und was dabei „Sache“ ist strittig bleibt. Vor dem ausgeweiteten logischen Hintergrund gibt es nun nicht mehr zwei Welten: die wahre und eine falsche, sondern viele Weltaspekte, die gleichen Anspruch auf Geltung machen. Wie Nietzsche betont, haben wir mit der falschen Welt auch die wahre abgeschafft<sup>19</sup> und beides im Sinne eines *quid pro quo* austauschbar gemacht. Dies verschließt

<sup>18</sup> S. Kierkegaard, *Unwissenschaftliche Nachschrift*, ed. Diem/Rest, S. 443.

<sup>19</sup> Friedrich Nietzsche schreibt in der „Götzendämmerung“ (1889), Wie die „wahre Welt“ zur Fabel wurde: „Die wahre Welt haben wir abgeschafft: welche Welt blieb übrig? Die scheinbare vielleicht? ... Aber nein! Mit der wahren Welt haben wir auch die scheinbare abgeschafft!“ Der umfassende Ort der Wahrheit ist also durch den Schein keineswegs in Frage gestellt, er wird vielmehr durch die doppelte Negation allererst geöffnet und vom Dogmatismus befreit. Allein mit dieser knappen Aussage erweist Nietzsche sich als der große Logiker, der er im Sinne einer nicht aristotelisch verengten Logik der Alternativen gewesen ist.

den Gedanken widerspruchsfreier Einheit und öffnet zugleich den Blick für die Pluralität der Welten bis hin zu den Individualwelten, die Einzelne für sich aufbauen und in die sie sich hineinleben, so als sei es ihre Wirklichkeit.

Was aber ist mit einem solchen Ausgang erreicht? Kann er der Referenz eine bislang nicht berücksichtigte Dimension eröffnen? Um die hier anstehende Wendung sogleich am „Namen“ festzumachen, dessen Referenz von vornherein nicht sinnvoll unter dem Postulat der Bestimmbarkeit stehen kann: Eigennamen sind nicht Substitute bzw. Vorläufer fehlender Begriffe. In den nicht mehr gegenständlich zielenden und sich auf den Augenschein verlassenden Bezugnahmen übernimmt der Name vielmehr eine Funktion, die ihm von keinem Gegenstand und keinem darauf bezogenen Begriff und Urteil abgenommen werden kann. Er referiert nämlich auch dann noch, wenn es gar keine Suchmuster mehr gibt und keine vorgegebene Bedeutungshinsicht die Bezugnahme leitet. Was von dieser Seite her als Mangel erscheint, erweist sich von anderer Seite her gesehen als Vorteil, denn mit der „Leere“ des Namens verbindet sich eine andere Bezugsmodalität und verbunden damit eine neue Produktivität, die nicht mehr im Zeichen des Begriffs und des verfügenden Zugriffs steht. Kurz gesagt: Namen beziehen sich auf eine Präsenz und nicht auf einen Gegenstand, und dies selbst dann noch, wenn die fragliche Präsenz sich als solche den Augen entzieht und unsichtbar bleibt. Der ins Unbestimmbare gerichteten, deshalb aber nicht weniger wirklichkeitshaltigen Bezugnahme korrespondiert vielmehr eine ‘von selbst her’ bzw. ‘von weit her’ kommende Antwort, in der Referenz sich auf andere Weise als durch gegenständliche Bestimmung erfüllt. Aus einem an sich bedeutungsleeren und begrifflich nicht bestimmten, als bloßem ‘Stellvertreter’ zugeordneten Namen wird der ‘Kristallisationspunkt’ einer Wirklichkeit und einer zunehmend bild- und aussagekräftigen Beschreibung, die sich in sich selbst erfüllt, auch wenn ihr Woher aus unbekannter Tiefe stammt, einen unbestimmten Horizont behält und nicht mehr an gegenständlichen Merkmalen festgemacht werden kann.

Um dem Gang der Überlegung ein Hintergrundmaterial anzubieten: Die paradoxe Koinzidenz des „leeren“ und des „erfüllten“ Namens wird besonders deutlich in dichterischen Zeugnissen, die sich ausdrücklich dem Namen zuwenden und ihn wie ein Palimpsest immer von neuem überschreiben, im gleichen Vorgang aber auch von Überlagerungen reinigen und glänzend machen. Die Aura und Strahlkraft eines Namens kann nur so, gleichsam über eine zweite Geburt in der Dichtung, zur Welt gebracht werden. „Welt“ meint in diesem Zusammenhang nicht mehr einen historisch gewordenen, dem Vergessen und Verschleiß ausgesetzten Bezugsrahmen, sondern eine eigene Welt, die – wie das bei seinem Namen gerufene und zu sich selbst erweckte „Selbst“ – ins Sein hinein gerufen und gleichsam aus dem Namen geboren wird. Was in diesem Sinne einen Namen hat, hat eben damit Ewigkeitgeltung angenommen. In diesem Sinne leuchtet z. B. der Name der ‘ewigen’ Stadt „Rom“ durch die Zeiten hindurch trotz aller Disaster, die diese Stadt heimgesucht haben und noch heimsuchen mögen. Gleiches gilt für die Stadt „Jerusalem“, erhöht und emphatisch gepriesen in der Apokalypse des Johannes. Jeder dieser glanzvollen Namen gründet durch sich selbst ein eigenes Reich und verkör-

pert eine Welt in sich, die im Gedächtnis des Ortes und in dem damit verbundenen Namen nicht mehr vergeht.<sup>20</sup>

Auch wenn das aus begriffstheoretischer Sicht wie ein Verzicht aussehen mag, spricht nichts gegen eine solche, aus skeptischer Wendung heraus produktiv gemachte Einsicht, denn nur so läßt sich das Vorurteil entkräften, als hätte Referenz es allein und vornehmlich mit handgreiflich vorweisbaren Dingen zu tun. Die Fortsetzung kann dann aber nicht mehr sein, daß man, um einen verlässlichen Bezug zu garantieren, erneut zu sekundären sozialen bzw. konventionellen Festlegungen greift und diese mangels logischer und empirischer Zwänge normativ überhöht. Ein konventionelles (habituelles) oder normatives (vorschreibendes) Kriterium der Referenz reicht ebensowenig aus, wie zuvor ein empirisches und logisches. Wo der Bezugsrahmen des Empirischen uneindeutig geworden ist und seine Doxa nicht mehr verbindlich erscheint, und wo Logik zu nichts zwingen kann, greift auch das Gewohnheitsmäßige und Normative nicht mehr. Viel mehr verspricht an dieser Stelle, der poetologischen Kraft des Wortes zu vertrauen, das „rein und genau“ (Rilke) spricht und den Punkt zu treffen vermag, an dem etwas ist und sich bewegen läßt.

Für eine solche Wendung müssen aber erst die gedanklichen Voraussetzungen freigelegt werden und eine logisch Unterstützung erfahren. Damit stellt sich die Aufgabe, unter grundlegend veränderten Voraussetzungen erneut nach der Funktion der Logik für die Wahrung der Referenz zu fragen. Ausgangspunkt dafür ist die Feststellung, daß die Logik nicht nur in die Aporie treibt, sondern auch wieder aus ihr herauszuführen imstande ist. Welcher Gebrauch von Logik aber ist geeignet, das Mögliche, Denkbare und Wirkliche wiederum aus der beliebigen Substituierbarkeit herauszuführen, in die ein einnivellierendes Denken es gebracht hat? Die Ausarbeitung der Frage nach der Referenz ist auf eine Logik angewiesen, die das von Frege und Russell mittels eines logischen Schnitts trennscharf Gemachte, aber doch nicht wirklich trennscharf Gewordene wirksamer zu unterscheiden vermag, ohne erneut in die alten Aporien zurückzuführen. Kurz gesagt geht es darum, die mit der Selbsttranszendenz der Sprache verbundene Bezugnahme an einen „anderen Ort“ zu rücken, weg von einem über gegenständliche Bestimmung verlaufenden Bezug. Die Neubestimmung der Referenz gibt ihr einen in der Sprache selbst ausfindig zu machenden Ort, der durch Immanenz und Transzendenz gleichermaßen gekennzeichnet ist. Um die mit dem Sprachort selbst verbundene Referenz näher zu bezeichnen, muß erneut nach der Funktion des Eigennamens und seiner Verortung im Ganzen der Sprache gefragt werden. Zuvor aber stellt sich ein logisches Problem.

#### 10. Die Aufgabe einer Überwindung unzureichender Alternativen

Herder, Wilhelm von Humboldt, Benjamin L. Whorf und andere Sprachtheoretiker sind davon ausgegangen, daß die Sprache durch Selbstreferentialität bestimmt ist und als eine in sich geschlossene „Eigenwelt“ verstanden werden muß, die mit den äußeren Umgebungen, in die sie sich einlagert, herzlich wenig zu tun hat. Am pointiertesten hat Novalis dem mit den einleitenden Sätzen seines „Monologs“ Ausdruck gegeben und zugleich eine neue Perspektive damit verbunden: „Es ist eigentlich um das Sprechen und Schreiben eine närrische Sache; das

---

<sup>20</sup> Vgl. dazu Ingeborg Bachmanns ausgezeichnete Untersuchung über Namen in der neueren Literatur: Der Umgang mit Namen, Ges. Werke Bd. 4, Piper Verlag München, S. 238-254.

rechte Gespräch ist ein bloßes Wortspiel. Der lächerliche Irrtum ist zu bewundern, daß die Leute meinen – sie sprächen um der Dinge willen. Gerade das Eigentümliche der Sprache, daß sie sich bloß um sich selbst bekümmert, weiß keiner. Darum ist sie ein so wunderbares und fruchtbares Geheimnis, – daß wenn einer bloß spricht, um zu sprechen, er gerade die herrlichsten, originellsten Wahrheiten ausspricht. Will er aber von etwas Bestimmtem sprechen, so läßt ihn die launige Sprache das lächerlichste und verkehrteste Zeug sagen. Daraus entsteht auch der Haß, den so manche ernsthafte Leute gegen die Sprache haben. Sie merken ihren Mutwillen, merken aber nicht, daß das verächtliche Schwatzen die unendlich ernsthafte Seite der Sprache ist.“<sup>21</sup>

Referenz soll hier keineswegs in Frage gestellt werden, nur muß sie nach Meinung von Novalis anders als im gegenständlich und begrifflich bestimmbar Verhältnis gefaßt werden, soll die These bewahrt werden können, „daß wenn einer bloß spricht, um zu sprechen, er gerade die herrlichsten, originellsten Wahrheiten ausspricht.“ Was also haben die Wörter mit den Dingen zu tun? Novalis stellt – in *einer* Hinsicht gesehen – kurz und bündig fest: genau besehen *nichts*. Doch nur so – fährt er in paradox erscheinender Wendung fort – kann die Sprache selbst wirklichkeitshaltig sein und „die herrlichsten, originellsten Wahrheiten aussprechen“.

Das Paradox ist wie das Dilemma eine Art und Weise, Alternativen außer Kraft zu setzen und gleichsam zu blocken. Dies betrifft unmittelbar die Wahrheitsfrage, denn trotz aller erkenntnistheoretischen Aporien und aller Sprachskepsis läßt sich eine tief verwurzelte Korrespondenzannahme als hauptsächliches Kriterium von Wahrheit und Gültigkeit nicht aus der Welt schaffen. So stehen sich bis heute die beiden von Platon diskutierten Thesen gegenüber: einerseits die These einer *physei*-Entsprechung zwischen Wort und Sache, der gemäß die Sprache wahr spricht, und andererseits die *thesei*-Auffassung, der gemäß die Sprache auf Konvention beruht und eine willkürliche Zeichengebung darstellt. Die beiden Thesen sind unverträglich miteinander – und können sich doch nicht aus dem Felde schlagen. Wie soll man nun aber damit umgehen, daß jede der beiden Thesen in vielfacher Abwandlung immer von neuem vertreten worden ist, daß es für jede gute Gründe gibt und keine die andere je widerlegen konnte? Und wie kann man bezüglich einer solchen, vielleicht nur irrtümlich in die Form einer Alternative gebrachten Sachlage votieren nach all den Durchläufen der Sprachkritik, der radikalen Sprachskepsis *und* des Wiederaufstehens der Sprache in neuer Mächtigkeit?

Doch was für eine logische Form wäre erforderlich, um dem gerecht werden zu können, daß man auf keine der beiden Annahmen verzichten kann: daß die Sprache Wirklichkeit faßt und wahr spricht, aber auch das Gegenteil der Fall ist: daß sie in sich selbst versponnen, ja tief verstrickt ist – und doch auch dann noch dazu auffordert, ihr künstliches Gewebe bis hin zum Wahr-Sagen sprachmächtig zu verdichten? Schwerer als das Befangenbleiben im zunehmend unfruchtbar werdenden Streit alternativer Thesen wiegt nun die Einsicht, daß man, um der Leistung der Sprache gerecht zu werden, keine der beiden Annahmen in Abrede stellen kann und darf. Aus den Alternativen ist man damit noch nicht heraus, und doch stellt sich die Frage

---

<sup>21</sup> Novalis, Monolog. In: Schriften Band 2: Das philosophisch-theoretische Werk. Hrsg. v. Hans-Joachim Mähl, Carl Hanser Verlag München Wien 1978 (Lizenzausgabe 1999 bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt), S. 438 f.

genauer, was denn nun Sprachohnmacht mit Sprachmächtigkeit miteinander verbindet und so zusammenzudenken nötigt, daß auch die Verfehlung sich noch als solche kenntlich machen kann und der Verlust von Referenz selber zum Thema wird.

Eine solche Zweiseitigkeit ausdrücklich herzustellen ist kein lediglich pragmatisch aufzulösendes Problem, vielmehr stellt sich hier die Frage nach einer Logik des Sagens, die an dem bezeichneten Unterschied festhält und ihn doch nicht in eine aporetisch werdende Alternative ausmünden läßt. Auch wenn das Problem der Referenz in jedem Sprechakt gelöst werden muß und in der Tat auch irgendwie gelöst wird, muß eingesehen werden, daß eine pragmatische Antwort gerade an dieser Stelle nicht hinreichend ist. Wenn die pragmatische These „anything goes“ Triumph *und* Bescheidung in einem ausdrückt, ist nicht auszuschließen, daß sich mit ihr auch irriige Vorstellungen in den Kopf setzen und zu folgenreichen Verwechslungen Anlaß geben. Am Beispiel gesagt: Ein Eigenname kann in höchst unterschiedlichem Sinne „leer“ sein, und nicht jedes „Leersein“ steht in Alternative zum „Bestimmtsein“. Um hier auch das noch unterscheiden zu können, was pragmatisch indifferent behandelt wird, stellt sich erneut die Frage nach einer Logik, die dem Phänomen Sprache besser als Alternativenbildung einerseits und pragmatische Indifferenz andererseits gerecht zu werden verspricht. Die Betrachtung geht damit zwangsläufig in eine logische Metaebene über, bevor sie erneut im Konkreten Fuß fassen und zu sachgemäßen Unterscheidungen führen kann.

Leichter ist es allemal, vorgebliche Alternativen zu bestreiten und das pragmatische „anything goes“ ins Feld zu führen. Wenn aber das damit bekundete Vertrauen nicht auf Irrwege geraten soll, muß es durch eine gedankliche Unterscheidung flankiert werden, auch wenn dies zunächst nur Schwierigkeiten heraufbeschwört. Hier stellt sich das Problem, wie qualitative Unterschiede angemessen behandelt werden können. Die Bildung von Alternativen ist dazu nicht geeignet, auch wenn qualitative Unterschiede in Wertungsalternativen gut aufgehoben zu sein scheinen. Das Hauptproblem ist dabei die Nichtentscheidbarkeit. Die logisch klargeschnittene Alternative wird zum Dilemma bzw. zum Fangschluß, wenn keine Entscheidung über sie möglich ist und beide Seiten ihr Recht behalten. Doch wie geht man mit einer solchen, auf Dauer gestellten und geblockten Alternative um? Vermittlungsversuche tragen an dieser Stelle nichts aus. Es hat wenig Sinn zu sagen, daß die Sprache sich hauptsächlich auf sich selber, ein wenig aber doch auch auf das Wirkliche beziehe, oder umgekehrt. Fragen wie die nach der Wirklichkeitsentsprechung können nicht graduell beantwortet werden, so wenig ein Satz mehr oder weniger wahr sein kann. Die Frage nach der Sprachreferenz erlaubt kein Mittleres, kein Mehr-oder-Weniger und auch kein Sowohl-als-auch von Behauptung und Bestreitung. Und doch gibt es im sprachphilosophischen Diskurs bezüglich der Einschätzung von Aussagen alle Schattierungen des Fraglichen und Erwägenswerten, des Trügerischen, Wahrscheinlichen und Wahren. Wenn man von diesen Bewertungen nicht absehen kann, braucht man das Kriterium der Wirklichkeitsentsprechung und hat dabei doch keinen festen Boden unter den Füßen. Wie aber muß dann das mit Wahrheit und Wirklichkeit verbundene Entweder-Oder verstanden werden, wenn die Sprache auch Indifferenz bekundet, sich in Zwischenlagen bewegt und Gewinn mit Verlust erkauft? Macht *und* Ohnmacht des Worts, Größe *und* Elend der Sprache – so möchte man an dieser Stelle ausrufen und weiß doch, daß damit kein Endpunkt der Überlegung erreicht ist.

Wieder stellt sich die Frage, wie das alles zusammengehen können soll und in der Tat zusammengeht, wo doch ein Abgrund dazwischen liegt und eins dem andern widerspricht. Der Streit über die Frage, ob die Sprache Heimat des Menschen oder Ort seiner Verbannung ist, ob sie Herrin oder Dienerin ist, eine Welt durch sich bildet oder eben nur abbildet, ist als nicht entscheidbar eingesehen und erscheint müßig. Wenn nun aber nicht mehr von der Entscheidbarkeit der unterschiedlichen Annahmen ausgegangen werden kann, stellt sich das Problem der Sprachreferenz erneut und radikaler. Wie kann man weiter verfahren, wenn keine der gegebenen Alternativen ausrangierbar ist, alle zusammen aber auch noch keine hinreichende Antwort darstellen? Die Frage nach der Leistung der Sprache reicht sich hier an die Logik zurück.

### 11. Die Referenz der Sprache ist ihr eigener Ort

Novalis im „Monolog“ gegebene Antwort<sup>22</sup> folgt nicht mehr einem herkömmlichen Denken in Alternativen und stellt schon rein formal einen anderen Lösungstypus dar. Der hier gesetzte Ausgangspunkt ist ein sich selbst einer Lösung zuführendes Paradox. Mit der Behauptung der Freiheit der Sprache von der Bindung an die Dinge („Der lächerliche Irrtum ist zu bewundern, daß die Leute meinen – sie sprächen um der Dinge willen.“) will Novalis ja keineswegs ihre Wahrheit in Frage stellen, sondern gerade umgekehrt noch vertiefen: „Darum ist sie ein so wunderbares und fruchtbares Geheimnis, – daß wenn einer bloß spricht, um zu sprechen, er gerade die herrlichsten, originellsten Wahrheiten ausspricht.“ Das Urteilen über die Dinge verbürgt nicht die Wahrheit der Sprache, im Gegenteil: „Will er aber von etwas Bestimmtem sprechen, so läßt ihn die launige Sprache das lächerlichste und verkehrteste Zeug sagen.“ Für Novalis ist das kein Anlaß zur Besorgnis, sondern nur ein Hinweis darauf, daß man mit dem Urteilen möglicherweise schon auf der falschen Spur ist. Neu ist nun aber, daß Novalis aus einem fehlgeleiteten Sprachbezug keine sprachskeptische Konsequenz mehr zieht, wie man sie vorher gefürchtet hatte und mit einem Imperialismus des Sprachdiktats über das Wirkliche glaubte abwenden zu müssen. Für ihn ist die Einsicht in den „ordo inversus“ gerade umgekehrt verbunden mit der Rückkehr der Sprache in ihr Eigenes, bis hin zu der provozierenden These, daß im bloßen Wortspiel die Freisetzung der in der Sprache liegenden Wahrheit liege. Eben darin sieht er das Geheimnis der Sprache, „ein so wunderbares und fruchtbares Geheimnis ...“ Daß in der Sprache und für die Sprache alles zur Sprache wird, hat nun nicht mehr nur den Aspekt eines Sprachgefängnisses, in das der Mensch sich selbst gesetzt hat. Vielmehr ist, was in die Wahrnehmung fällt oder unsichtbar bleibt, bis hin zur höchsten Wirklichkeit, in die Freiheit gestellt und ein dichtend zu Sagendes, Symbolisches.

Für das Thema Referenz heißt das: *Die Referenz der Sprache ist ihr eigener Ort*. Im Zuge der Moderne ist es gut, die Provokation anzunehmen und sich auf die Seite Hölderlins und Novalis' zu stellen. Damit ist eine doppelte Umorientierung eingeleitet: einmal weg von der alten Auffassung, als sei die Sprache Abbild der Wirklichkeit, so wie sie vor Augen liegt, zum anderen aber eine dazu inverse Bewegung, die Sprache und Wirklichkeit auf höherer Ebene in ein tieferes Verhältnis zueinander bringt.

---

<sup>22</sup> Siehe oben S. 20 f.

Für die erste Wendung gilt der Vorbehalt: „Die Landkarte ist nicht das Gelände.“<sup>23</sup> Wörter und Sätze sind nicht durch Bezugnahme nach außen im Sinne einer gegenständlich aufweisbaren Referenz bestimmt, so als wären sie bloße Repräsentanten oder Stellvertreter für die Dinge. Eine so ansetzende Sprachskepsis destruiert nun aber nicht mehr die Leistung der Sprache überhaupt, sondern bringt diese allererst in ihr Eigenes. In Wirklichkeit sind die Dichter und Rhetoren immer schon der Aufforderung des Novalis gefolgt und haben sich in und aus der Sprache eine Welt geschaffen, im Vertrauen darauf, daß Menschen in ihr leben können. Und wer es wagt mit Hölderlin zu sagen „Seit ein Gespräch wir sind ...“ und „Was aber bleibt stiften die Dichter“, kann nicht mehr *generell* von Manipulation, Verführung und babylonischer Sprachverwirrung ausgehen, auch wenn derartige Verkehungen im Rahmen der getroffenen Aussagen keineswegs ausgeschlossen sind. Vielmehr gilt es, in der Sprache selbst einen tragfähigen Grund für Wahrheit zu finden, auch wenn das lügnerische Wort dadurch keineswegs aus der Welt geschafft ist.

Neu ist hier die Einsicht, daß eine in die unterschiedlichsten Kontexte eingelagerte, mehrseitige und mehrdeutige Sprachgegebenheit und das Nicht-zur-Deckung-bringen-können ihrer Perspektiven keineswegs mit einer skeptischen Konsequenz verbunden werden muß und vielmehr selber produktiv gewendet werden kann. Der Sprachrelativismus und das Abgleiten in bloßes Gerede ist noch kein Einwand gegen die Wirklichkeitshaltigkeit der Sprache. Daß Sprache gerade in und vermöge ihrer Selbstreferentialität über sich hinausweist, kann sich nur an ihr selber zeigen. Dies gilt auch schon für das einzelne sprachliche Element und nicht erst für die geprägte Aussage. Wortbedeutungen leben, wie die Etymologie beweist, aus eigener Wurzel und behalten das Eigentümliche ihrer „Konzeption“ (Hans Lipps<sup>24</sup>) auch in allen Modifikationen bei, die sie durch die Kontexte erfahren. „Welt“ stellt sich demgemäß von vornherein als eine „Sprachwelt“ dar und das Universum als ein „Universum der Bedeutung“, ohne daß dies in einem reduktiven Sinne verstanden werden dürfte. Auch wenn Sprachen die Weltgegebenheit verschieden auffassen und schematisieren, ist dies kein Einwand gegen ihre Mächtigkeit und innere Wahrheit mehr. Was immer wir wahrnehmen: wir sehen „im Lichte der Sprache“, deren „Geheimnis“ in der Mächtigkeit des Sagens als eines Offenbarens, Sehens liegt. Die so verstandene Priorität der Sprache ist unhintergebar und kehrt alle anderen, von außen her ansetzenden Begründungsverhältnisse um. Wir leben nicht zuerst und führen dann Gespräche, vielmehr leben wir „seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander ...“ (Hölderlin<sup>25</sup>). Dies heißt zugleich, daß Sprachlosigkeit und Verstummen mit Weltverlust und dem Verlust seiner selbst einhergeht. Sprechend bindet sich der Mensch und gerät in Verfallenheit, sprechend spricht er sich frei und löst er sich aus Bindung; sprechend verliert er

<sup>23</sup> Dies ist das Grundprinzip von Hayakawas Allgemeiner Semantik. Hayakawa bezieht sich dabei auf Alfred Korzybski, „dessen grundlegende Postulate besagen, daß (1) Worte nicht mit Sachen verwechselt werden dürfen, (2) Worte niemals alles sagen können, (3) Worte über Worte über Worte usw. ohne Ende gesagt werden können.“ ([ ] Hayakawa, Semantik. Sprache im Denken und Handeln (1939). 2. Aufl. Verlag Darmstädter Blätter o. J.. Der Hinweis auf Korzybski findet sich auf dem Vorblatt der deutschen Buchausgabe, S. 1.)

<sup>24</sup> Hans Lipps, Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik (1938). Vittorio Klostermann 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1959 u. ö. Lipps nimmt das aristotelische Problem der Prädikation bzw. des ‚logos semanticos‘, der aufweisenden Rede auf, ohne deren komplexe umgangssprachliche Modalitäten und Relationen sogleich im Sinne der formalen Logik auf das bestimmende Urteil bzw. den definierenden Begriff zu reduzieren und für die Syllogistik herzurichten.

<sup>25</sup> In der „Friedensfeier“, a. a. O. Bd. I, S. 364.



sich an das Wort und sprechend gewinnt er seine Schöpfermacht zurück. Der Sprache wegen wurde der Mensch in der alttestamentlichen Schöpfungsgeschichte als ein „zweiter Gott“ (alter deus) eingeführt, der sich die Dinge im Namen zu eigen macht und im Wort zu sich selber befreit. Sprache: das ist Leben, Tod und Wiederauferstehung im Wort.

Und doch gehört die Sprache, wie alles aus der Büchse der Pandora, zu den tief zweideutigen Gaben und wird zum Segen oder Fluch. Wo Sprachmacht ist, kann Sprachohnmacht eintreten. Daß die Sprachmacht immer auch eine Kehrseite hat und Freiheit mit Bindung einhergeht, verdeutlicht Goethe im Motiv des Zauberlehrlings, der das zauberkräftige Wort vergißt und die Macht über die von ihm gerufenen Geister wieder verliert. Was vom verlorenen Wort gesagt ist, gilt auch vom verfestigten und zur Hülse gewordenen Vorurteil, das zur Falle wird. In einem anderen, ebenso zweideutig bleibenden Bild spricht W. v. Humboldt von der Spinne, die ihr Netz aus sich herauspinnt und sich selber in es einspinnt, so daß ihr Leben fortan ins eigene Netz gebunden ist und buchstäblich an einem seidenen Faden hängt.<sup>26</sup> Und auch der sprachmächtig gewordene Mensch erfährt sich noch als Gefangener seiner Sprache, so wie bei Nietzsche der Befreier (der Wille) noch sein eigener Gefangener ist, gebunden in die Wut gegen das „Es war“, dessen Fessel er nicht zu sprengen weiß.<sup>27</sup> Was Sache der Befreiung ist, hat deshalb zwei höchst unterschiedlich ausgeprägte Stufen und konzentriert für Nietzsche in der Frage, wie der Befreier auch noch von sich selber befreit werden kann.

Doch auch an diesem Punkt ist die Überlegung noch nicht an ihrem Ende angekommen. Worauf verweist die Sprache, wenn sie auf ihren eigenen Ort verweist? Hören nicht auch die Worte noch auf im Wirklichen, das im Schweigen ist? Hat Zen nicht recht mit der Übertragung des Essentiellen „unmittelbar von Herz zu Herz, ohne Worte“? Und doch ist dieses „ohne Worte“ nur die ‚andere Seite‘ der Sprachmächtigkeit, deren Mystik und Zen am allerwenigsten mangelt. Es bleibt somit auch hier bei einer konstitutiven Zweiseitigkeit: Die Sprache nimmt ihren Ausgang von einem Punkt, an dem das Wort gebricht; zugleich aber ist dies der Ort, an dem das Wort geboren wird. Aus dem Schweigen – die Stimmen ...

12. Sprachliche Referenz zeigt ein Doppelgesicht, das im Sinne eines erweiterten logischen Bezugsrahmens auszulegen ist

Mit Pascals auf das Denken bezogenen Wendung kann man sagen, daß „Größe und Elend der Sprache“ nahe beisammen liegen, ja ein und demselben Punkt entspringen, der nun genauer aufzufassen ist. Wenn man mit Herder und W. v. Humboldt in der Tat davon ausgehen muß, daß die Sprache ihre eigene, selbstreferentielle „Sprachwelt“ ausbildet und der Mensch sie aus sich heraus-, sich selber aber im gleichen Vorgang in sie hineinspinnt, legt sich die Frage nahe, was das denn noch mit „Wirklichkeit“ zu tun hat, die zuvor im Sozialen und in der gegenständlichen Welt scheinbar gut aufgehoben, nun entweder „drinnen“ oder „draußen“ gesucht wird und für das Sprechenkönnen, sei es zu einem billigen Abklatsch, sei es zu einer unerreichbaren Ferne wird. Man hat seit Fritz Mauthners „Beiträgen zur Kritik der Sprache“

<sup>26</sup> Vgl. die „Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ in Band III der von Andreas Flitner und Klaus Giel herausgegebenen Werkausgabe in fünf Bänden bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt.

<sup>27</sup> Fr. Nietzsche, Also sprach Zarathustra, II. Teil, Von der Erlösung.

(1901-1902) und Hugo von Hofmannsthals „Brief an Lord Chandos“ (1902) mit den Wörtern nicht nur als Dichter seine liebe Not und ist geneigt zu fragen, ob, was wirklich ist, nicht überhaupt unsagbar bleibt. Was vordem für das mystische Erlebnis galt, wird nun zur allgemeinen Erfahrung der Sprachnot. Und doch ist an dieser Stelle auch schon die andere Seite der Sprache berührt, die aus der Sprachnot selber Sprachmächtigkeit hervorgehen läßt und beides fortan aneinander knüpft. Nur in und mit der Sprache kann die Kluft auch wieder überwunden werden, die uns vom Eigenwesen der Dinge und von der Wahrheit trennt. Wie alles was geboren wird, wird auch das Wort aus einer Enge geboren, die in die Weite führt.

Dem entspricht ein im ganzen verändertes Klima im Bewußtsein. Die Begründer der modernen Sprachtheorie haben die aus sich selber schöpfende Sprachwelt keineswegs als einen „Käfig“ empfunden, auch wenn der soziale Verkehr über Medien eine solche Attribuierung durchaus nahelegt, und aus der grundsätzlichen Sprachskepsis („Trau nicht dem Wort!“) nicht mehr bloß resignative Konsequenzen gezogen. Sie sehen vielmehr in der anredenden und insbesondere in der dichterischen Sprache eine Kraft, im Gegenüber eine Resonanz auszulösen und die Dinge selbst zum Reden zu bringen. Sie erwachen gleichsam unter der Berührung des Worts und lassen sich herausrufen durch dieses.<sup>28</sup> Die so zustande kommende Verschränkung wird von Josef König sorgsam nach beiden Seiten hin austariert: Die Natur spricht *zu uns*, wenn und indem *wir sie* zu sprechen vermögen, doch nicht indem wir ihr das Wort leihen, sondern indem sie uns zum Wort ermächtigt und sich so gleichsam ein Organ für sich selber erschafft.<sup>29</sup> Was für den „ästhetischen Eindruck“ gilt, gilt auch für seine sprachliche Fassung. Die treffende „Beschreibung“ läßt sich als „der Eigenname des Wovons des Eindrucks“ (S. 267 f.) auffassen und wird – wie ein spezifischer „Eigenton“ – als unmittelbar angemessen gefühlt und gewußt.<sup>30</sup> Die in derartigen Formulierungen zum Ausdruck kommende Zweiseitigkeit des Sprachvorgangs läßt sich nur jenseits der Alternative von „Innen“ und/oder „Außen“ ansiedeln, auch wenn „Innen“ und „Außen“ dabei keineswegs abgeschafft ist.

Dieselbe Verschränkung, die die beiden Seiten weder trennt noch einnivelliert, muß nun auch für die Referenz der Sprache – sei es im Einzelnen oder im Ganzen – geltend gemacht werden. „Eigentöne“ und ihre „Resonanzen“ sind ein höchst spezifisches Phänomen, und zugleich bergen sie eine ganze Welt in sich. Die „Resonanzen“ in sich bildende und im Gegenüber anregende Sprache verschränkt die Dimensionen und öffnet das Feld ineins nach beiden Seiten hin. Auf diese Weise eine Disjunktion realisierend und das Geschiedene durch sich selber wieder verbindend, verliert die Sprache im selbstreferentiellen Bezug nicht den Außenbezug, und umgekehrt. Immer verknüpft sich ein sprachimmanentes Formelement mit einem resonierenden und transzendierenden Moment, wenn überhaupt ein wirkendes Wort und ein zu denken gebender Satz über die Lippen kommen können soll.

---

<sup>28</sup> Georg Misch spricht in diesem Sinne von „evozierenden Aussagen“, die Josef König (vgl. die nächste Anmerkung) ausdrücklich mit einem Resonanzphänomen in Verbindung bringt. Vgl. Georg Misch, *Der Aufbau der Logik auf dem Boden der Philosophie des Lebens*. Göttinger Vorlesungen über Logik und Einleitung in die Theorie des Wissens. Hrsg. v. Gudrun Kühne-Bertram und Frithjof Rodi, Verlag Karl Alber Freiburg / München 1994 und dazu O. F. Bollnow, *Studien zur Hermeneutik Band II: Zur hermeneutischen Logik von Georg Misch und Hans Lipps*. Verlag Karl Alber Freiburg/München 1983 S. 164 ff.

<sup>29</sup> Josef König, *Die Natur der ästhetischen Wirkung*. In: *Vorträge und Aufsätze*. Hrsg. v. Günther Patzig, Verlag Karl Alber Freiburg/München 1978, S. 256-337. Es heißt hier genau: „[

<sup>30</sup> Vgl. a. a. O., S. 304 f.

Eine solche Auffassung der Sprache kann sich durchaus mit pragmatischen Gesichtspunkten der Verständigung verbinden, geht aber nicht mehr in solchen auf. Wenn richtig ist, was auch die Sprachpragmatiker sagen: daß man aus einem unbestimmten Bezug heraus spricht und darin doch ein Bestimmtes erreicht, kann es im Prinzip gar keine geschlossene Sprache geben, die sich auf vorgefertigten Manualen gleichsam mechanisch reproduziert. Eine lediglich mit Stereotypen arbeitende Kommunikation wäre noch gar keine Sprache und bliebe kontrainduktiv. Der perfekte Sprechapparat wird auf der Stelle als ein solcher erkannt – und gemieden, eben weil man mit ihm nicht wirklich kommunizieren kann.<sup>31</sup>

Feine Unterschiede dieser Art machen die ganze Sprachkompetenz aus. Im gleichen Sinne verstanden, ist der in der Anrede verwendete Eigenname kein Mittel zur Identifikation (kein „Namensschildchen“ oder „Etikett“), auch wenn in verschiedenen Kontexten beides mit ihm verbunden sein kann. Die Anrede erreicht den Angeredeten und ruft eine Bereitschaft zur Antwort in ihm wach. Das Gelingen oder Mißlingen der Kommunikation hängt hier davon ab, welche Saite angeschlagen worden ist. Eine so verstandene, kommunikative Namensfunktion besteht gerade darin, eine Berührung zu erreichen und die beiderseitigen Verkapselungen aufzubrechen. Die Verwendung des Namens zur Identifikation hingegen macht aus seinem Träger etwas ganz anderes, im Extremfall einen Stigmatisierten oder einen Verbrecher, mit dem man nicht mehr kommuniziert.

Für Unterscheidungen dieser Art muß die Logik eine Hilfestellung geben, indem sie die unterschiedlichen Seiten der Sprachfunktion zunächst einmal strikt sondert und bei allem Ineinanderspielen die kategorialen Differenzen wahrt. Dies ist besonders wichtig bezüglich der Referenz, die über einen Entzug zustande kommt, Übergriffen wehrt und die Modalitäten referentieller Kommunikation gründlich wandelt. So verstanden, steht der Name für eine Disjunktion, er versperrt sich der Vereinnahmung wie den Kontroversen, einem bezugslosen Nebeneinander ebenso wie allen Versuchen der Vermittlung.

### 13. Die Unverzichtbarkeit eines logischen Kriteriums für die Bestimmung des Ortes der Referenz

Das von Frege und Russell anvisierte, logische Programm einer klargeschnittenen Aussonderung des ‘Realen’ bzw. Referentiellen vom ‘Semantischen’, Bedeutungsverleihenden geht vom pragmatischen Standpunkt her gesehen nicht auf, und doch liegt in ihm, näher besehen, der eigentliche Hoffnungsträger. Eine Schwäche der hier veranschlagten Logik kann man darin sehen, daß sie den Schnitt nur im negativen Sinne der Ab- bzw. Ausgrenzung kennt und das Bezogensein des Geschiedenen und heterogen Bleibenden nicht mehr angemessen thematisieren kann. Aber auch so ist schon eine wichtige Einsicht gewonnen: Das was ist, ist solches *nicht* in den Geflechten der Bedeutung, auch wenn beides durch die Sprache auf eigentümliche Weise miteinander „verkettet“ (Fr. Lyotard) und ineinandergespielt wird. Auch wenn die Sprache geneigt ist, formale Unterschiede zu verwischen, führt der logische Schnitt

---

<sup>31</sup> Wie der treffende Ausdruck und das reine und genaue Sagen mit der semantischen und pragmatischen „Unschärferelation“ zusammengeht, wäre genauer zu untersuchen. Wenn der kommunikative Bezug als solcher jeder genauen Festlegung wehrt, kann dies ja nicht heißen, alles im Unbestimmten zu belassen. Kommunikation ist einerseits im Strukturellen und Semantischen vorgebildet, andererseits aber verlangt sie die Aufnahme eines über das semantische Potential hinausweisenden, transzendierenden Bezug.

zu einer Doppelbelichtung desselben: Seiendes läßt sich über Bedeutung bestimmen *und doch wieder nicht*. Am Beispiel des Eigennamens gesagt: Auch der semantisch aufgeladene Eigenname bleibt „leer“, und diese „Leere“ widerspricht nicht seiner Belegbarkeit mit beschreibenden Konnotationen. Daß er „leer“ bleibt heißt in negativer Abgrenzung, daß er als solcher nicht in die semantischen Kontexte fällt, auch wenn er sich durchaus mit solchen verbindet. Man muß die hier gegebene logische Sachlage somit *nach beiden Seiten wenden*, ohne daß dies zu unzulässigen Konfusionen führt.

An der Undurchführbarkeit von Russells Programm erschöpfender Kennzeichnung zum Zwecke eindeutiger Identifizierung konnte Quine die Aporien semantischer Bestimmung festmachen und die Kluft zwischen „meaning“ und „naming“ erhärten. Dies führt zu der Feststellung, daß der Name *als solcher* mit der Bestimmung des Gegenstandes nichts zu tun hat, und umgekehrt. Eigennamen dienen *nicht* zur Bestimmung des Referenten, sie reichern ihn *nicht* mit Eigenschaften an und zeichnen den Referenten *nicht* vor anderen Referenten aus. Der Name erfüllt nicht, wie Russell wollte, die Funktion eines *Abgrenzungskriteriums* und taugt aus gleichem Grunde auch nicht für eine mögliche Identifikation, die von außen her ansetzt. Die ganze hierzu erforderliche Vergleichsdimension ist im Eigennamen wie mit einem Schläge weggewischt. Anders gesagt, gibt der Name kein *Bild* von dem, wofür er steht und prägt es auch nicht in eine *Form*. Als spezifische Eigentöne bleiben Namen formlos, und genau dies qualifiziert sie als Träger von Formen. Wer einen Eigennamen verwendet redet, was den Träger betrifft, von „allem und nichts“, und doch erreicht der Eigenname seinen Träger und zeichnet ihn vor allen anderen aus..

Eine Konsequenz aus dem Gesagten ist: Man muß die *Logik des Namens* von der *Logik der Bestimmung* (Beschreibung, Definition, Identifikation usw.) strikt unterscheiden. Der Name unterliegt als solcher nicht der „Logik des bestimmten Unterschieds“ und folgt vielmehr der „Logik des Alles oder Nichts“. Er steht für die mit „erfüllt und leer zugleich“ umschriebene *formale Differenz*, die zu wahren, ja allererst herzustellen ihm aufgetragen ist. Um dies zu leisten, muß der Name in der Tat bezugsrahmenunabhängig sein und dies – trotz der gar nicht auszuschließenden Bestimmtheit und Bestimmbarkeit seines Trägers – *bleiben*. Entsprechend ist der Name als solcher unabhängig von bezugsrahmenabhängigen Variablen wie Bekanntheit, Berühmtheit, Verfemung usw. Die den sozialen Ruf bestimmenden Wertigkeiten färben sich zwar auf den Namen ab, sie belegen ihn gleichsam und geben ihm einen öffentlichen Klang – und doch durchbricht der Name alle diese Überlagerungen wie mit einem Schlag und erreicht den Gerufenen an einer Stelle, an der er sich nicht mehr – wie in jenen Zuschreibungen, sie annehmend oder zurückweisend – *gespiegelt* sieht, sondern eben nur noch gerufen weiß – und antwortet.

Kurz gesagt: Wofür der Name steht, liegt in anderer Dimension. Der Name steht für eine Transzendenz und ist, wie von weit her kommend, selbst eine solche. Was vom Namen gilt, gilt vom Namensträger gleichermaßen. Auch wenn dieser durchaus bestimmbar ist und sich selber bestimmt, bleibt er gegenüber allen möglichen Beschreibungen und Zuschreibungen auch sich selbst noch eine Transzendenz.

## 14. Zum Verhältnis von Lautsprache bzw. „Ton“ und Zeichensprache bzw. „Sinn“ im Namen

Was man sagt und in welchem Ton man es sagt, hängt sprichwörtlich eng miteinander zusammen und liegt doch auf gänzlich verschiedener Ebene. Der neutrale Informationsgehalt eines Gesagten läßt sich notfalls auch aus dem Wörterbuch entnehmen, doch kann man so nicht in Erfahrung bringen, wie es gemeint ist und in welchem Sinne die Äußerung aufgefaßt werden will. Der artikulierte Sprachlaut *ist* Bedeutungsträger, und doch ist die weitere Feststellung ebenso wichtig, daß er dies auch schon vor jeder mit ihm verbundenen Intention ist. Man kann so in einem Sinne sagen, daß sich in der Sprache ein Denken artikuliert und der Gedanke zur Sprache wird, doch gleichzeitig muß man davon ausgehen, daß die Sprache sich selber spricht und ein Denken sie darin nur begleitet. Vermöge der Differenz von Denken und Sprechen handelt es sich dabei um *zwei* Vorgänge, die jedoch aufeinander angewiesen und intim miteinander verbunden sind. Ohne die Sprache würde das Denken sich entgleiten, und umgekehrt. Eine solche Zwei- bzw. Mehrdimensionalität des Sprachgeschehens ist nicht auf die eine oder andere Ebene reduzierbar. Sprechen und Denken vollzieht sich grundsätzlich auf zwei Ebenen, und dies auch dann noch, wenn das Sprechen in bloßes Gerede abgeleitet und das Denken stumpf geworden ist. Beiden Seiten im Sinne eines disjunktiven Verhältnisses strikt auseinanderzuhalten kann also in keinem Falle heißen, sie auseinanderzureißen. Dies läßt sich besonders gut am Namen verdeutlichen.

Der Name ist als solcher hinreichend gekennzeichnet als *vocatio*, d. h. als Anruf und Anrede, und zwar ganz unabhängig von einer damit verbundenen Bedeutung oder Aussageintention. Auch wenn er sich mit Erinnerungen und Bedeutungsintentionen auflädt, stellt dies seine Funktion, Ruf und Anrede zu sein, nicht in Frage. Mit einer technischen Analogie ausgedrückt, sind die beiden 'Kanäle' zwar miteinander verbunden, aber sie schalten getrennt. Ihre Interferenz kann zu erhebenden Konkordanzen, aber auch zu störenden Dissonanzen führen, so wie ein 'Rauschen' im einen Kanal die Wahrnehmung des anderen überlagert und der übermäßige Gebrauch des einen 'Schalters' den anderen übersehen läßt. Wie immer sich hier die Verhältnisse im einzelnen gestalten: „Bedeutungsassoziationen mitteilen“ und „Jemanden anreden“ sind zwei *toto genere* verschiedene Sachverhalte, auch wenn sie nicht voneinander getrennt werden können. Natürlich kann dies zu Überblendungen und gegenseitigen Beeinträchtigungen führen. Man findet aus der einen Dimension nicht ohne weiteres den Überstieg in die andere Ebene und muß dazu in der Tat innerlich „umschalten“.

Verallgemeinert gesagt: Der Name bzw. der Anruf transportiert als solcher noch keinen Sinngehalt, und umgekehrt nimmt nicht jede Form von Kommunikation die Funktion der Anrede wahr. Dem entspricht das prekäre Verhältnis von 'Bedeutung' und 'Ton' in der gesprochenen Sprache. Die Lautdimension der Sprache hat ihr eigenes Leben und übermittelt ihre eigene Botschaft, die oft nicht gern gehört wird. Entsprechend ist die mit dem gesprochenen Wort verbundene Namensfunktion unterschieden, aber nicht getrennt von der Bedeutungsdimension. Der so verstandene Name ist weder ein bloßer Laut, auf den man hört, noch ein bloßes Zeichen, mit dem man eine Bedeutung verbindet. In ihm vollzieht sich vielmehr der Durchbruch der Dimensionen ineinander, vermöge dessen eine jede für ihre „andere Möglichkeit“ geöffnet wird..

An diesem Punkt erhält die Rede von der „Starrheit“ des Namens und seiner „kausalen“ Funktion ihren legitimen Ort. Die „kausale“ Namenstheorie besagt, daß ein Träger bzw. ein Ereignis auf „kausale“ oder „historische“, in jedem Falle aber auf kontingente Weise mit einem Namen verbunden und gleichsam auf ihn „getauft“ wird. Bei einer solchen in einem Sinne beliebigen, in anderem Sinne aber mit Endgültigkeit versehenen Verknüpfung des Namens mit seinem Träger braucht keine Bedeutung und keine identifizierende Kennzeichnung die Brücke zu schlagen. Der durch eine „Taufe“ zugesprochene Name kann „leer“ bleiben oder auch „starr“ sein und hört doch nicht auf zu referieren.<sup>32</sup>

Verallgemeinert ausgedrückt: Die Referenz des Eigennamens als solchen ist nicht durch eine semantische oder eine pragmatische Relation bestimmt und kann auch nicht in eine solche umgewandelt werden. Solange die semantischen Ansätze es beim Versuch einer mehr oder weniger vollständigen „Beschreibung“ (individual description) bewenden lassen und pragmatische Ansätze auf wie immer gelingende „Kommunikation“ vertrauen, kann dem Namen keine eigene Funktion zugesprochen werden und teilt er die Gebrechen eines jeden mit Bedeutung versehenen Worts, dessen Allgemeinheit er doch nicht teilen kann. Gemäß der „kausalen“ Namenstheorie stehen Namen aber für ein ganz und gar Singulares, Unverwechselbares, historisch Einmaliges. Dem trägt die „Starre“ des Namens Rechnung, der durch alle „Diskurswelten“ hindurch wandert und sich doch nicht im Geringsten dabei verändert.<sup>33</sup>

Ein solches unberührtes „Wandern“ ist nur unter der Voraussetzung möglich, daß die Namen bzw. ihre Träger nicht selber zum Diskurs gehören und von dessen Inhalten unabhängig sind. Über so verstandene Namen ist nicht zu diskutieren, sie schneiden ihre diskursive Verhandbarkeit durch sich selber ab und unterscheiden sich insofern radikal von allen anderen Wörtern und Begriffen bzw. von deren Substituten. Dies hat Konsequenzen für den Diskurs selbst und insbesondere für sein Ethos: *Die Träger des Diskurses können in ihm nicht zur Debatte stehen und weder durch Einschluß noch durch Ausschluß botmäßig gemacht werden.* Eine Entscheidung darüber, wer teilnehmen können soll und darf, kann deshalb immer nur in aller Freiheit getroffen werden und darf auch keinem normativen Anspruch unterliegen. Diskursnormen können das Verfahren betreffen, nicht aber die Namen bzw. die Referenten als Träger des Diskurses selbst.

## 15. Die „Geburt des Selbst“ aus dem „Eigenton des Namens“

Wo der Name zur persönlichen Anrede dient, wird das Selbst aus dem Hören seines Namens geboren. Im Namen als dem Geburtsort des Selbst faßt sich Existenz in ihrem ganz und gar Spezifischen, Unverwechselbaren: in dem ihr eigenen Ort. Die mit dem Namen gegebene Freiheit kennzeichnet den Ort seines Trägers als solchen. Einzig der Name verbürgt „Istheit“ und „Selbigkeit“, indem er aus dem Namenlosen ruft und seinen Träger versiegelt und adelt.

<sup>32</sup> Vgl. dazu K. S. Donnellan, Proper Names and Identifying Descriptions; in: D. Davidson & G. Harman (Eds.), *Semantics of Natural Language*. Dordrecht Boston <sup>2</sup>1972, pp. 356-379. Ders., *Speaking of Nothing* (1974); in dt. Übers. bei U. Wolf (Hrsg.), *Eigennamen*, a. a. O., S. 274-308. Saul A. Kripke, *Naming and Necessity*. Oxford 1980 (dt.: *Name und Notwendigkeit*. Frankfurt a. M. 1981) und dazu Wulf Kellerwessel, *Referenztheorien in der analytischen Philosophie*, a. a. O., S. 227 ff.

<sup>33</sup> Besonders Lyotard hat auf diesen Aspekt mit Nachdruck hingewiesen. Vgl. Jean-François Lyotard, *Der Widerstreit*. Wilhelm Fink Verlag München 1987, S. 64 ff.: *Der Referent, der Name*.

Er wird durch den Anruf des Namens in seinen eigenen Ort und d. h. vor sich selbst gebracht und gleichsam mit sich selber zusammengeschlossen. Im Namen kann Selbst-Existenz sich fassen, ausbären und schließlich in höchster Schwingungskapazität auskristallisieren.

Das Selbst hat sich nur im Namen, indem es in ihm seiner Selbigkeit und Einzigartigkeit inne wird. Es wird durch seinen Namen getroffen, und zu sich selbst erwachend hört es auf ihn. Ohne das Ereignis eines solchen Durchbruchs zu sich selbst blieben auch die Eigennamen bloße Stellvertreter, sei es für ein „Dinnen“ oder „Draußen“ der Person, und ohne Wirkung und Kraft. Zwar sind auch im äußeren Verkehr Verankerungen, Fixpunkte und Stabilisierungen nötig, um sich in einer „fließenden Welt“ zurechtfinden zu können, und doch: Soweit diese Fixpunkte über eine Markierung und Stellvertreterfunktion nicht hinausgehen, bleiben sie nützliche Werkzeuge, Haken und Klammern, ein eingezogenes Gerüst. Im Eigennamen aber geht es nicht um Stabilisierung in einer fließenden Welt mittels künstlicher Rahmenwerke, sondern um *das, was ist* und sich in seinem Namen faßt und erhält.

Der Name „re-präsentiert“ somit auf *formal andere* Weise, als sonstige Zeichen – seien es Lautzeichen oder Schriftzeichen – im Alltagsverkehr es tun. Als Treff-, Grenz- und Überschneidungspunkt verbindet er die Dimensionen, indem er sie durchbricht und so überhaupt erst zusammenführen kann. Diese ganz andere Art, ein Licht zu entzünden, erfüllt der Eigenname als ein *spezifischer Eigenton*. Ein Name mag Klang annehmen und Räume füllen, in seinem Eigenton aber ist er ein stiller, unhörbarer Ton. Als stiller Ton ist er nicht modulationsfähig, weshalb es auch nur die halbe Wahrheit ist zu sagen, die Lautdimension der Sprache hätte die Aufgabe der Artikulation. Im Sinne der Artikulation ist der Laut ein modulationsfähiges, beweglich-tönendes Material, genauer gesagt, dient der Laut hier als solches. Der Eigenton des Namens aber ist keine modulierende Lautbewegung, sondern gleichsam ein „stehender“ Ton, über dem sich zwar Modulationen vollziehen und Stimmungen anreichern können, doch so, daß der „Grundton“ nicht selber zur Melodie wird und sich dem Gewebe der Obertöne einverleibt.

Namen als solche sind Eigentöne, aber sie tönen nicht laut und haben keinen Klang. In ihnen kommt vielmehr ein „Selbsttönendes“ zum Tragen und spricht mich an als ein Wesen, das ebenfalls einen Selbst-Ton besitzt und nicht als ein bloß Mit-Lautendes angesprochen werden will. Mit dem so verstandenen, spezifischen Eigenton des Namens verbindet sich das Phänomen der Eigenresonanz, die jeder unmittelbar empfindet, wenn er mit seinem Namen angeregt wird. Keine andere Anrede kann eine derartige weitreichende Tiefenwirkung auslösen, wie der eigene Name dies tut.<sup>34</sup>

In diesem Zusammenhang wäre darauf hinzuweisen, daß schon die ältesten Überlieferungen mit dem „richtigen Namen“ der „natürlichen Namenssprache“ eine Magie verbunden haben. Wer den Namen kennt, kann die auf ihn hörende und ihm ent-sprechende Wesenheit in seine

---

<sup>34</sup> Maria Montessori hat von diesem Phänomen pädagogischen Gebrauch gemacht und mit den geflüsterten Namen bei ihren Kindern ein hohes Maß an seelischer Wachheit, Konzentration und innerer Normalisierung ausgelöst. Auch Josef König hat auf das Phänomen des Eigentons bzw. der Eigenresonanz mit Nachdruck hingewiesen; vgl. Die Natur der ästhetischen Wirkung, a. a. O., S. 303 ff. Begegnung und Selbstbegegnung ist ja keine Bewegung im Raum, sondern ein Stimmen und Gestimmtwerden auf einen durch und durch bestimmten, höchst spezifischen Ton, der sich durch sich selber legitimiert und als angemessen empfunden wird. Jede „treffende Beschreibung“ einer „ästhetischen Wirkung“ ist im Sinne dieses „Eigentons“ ein „Eigenname“ derselben und d. h. es gibt in dieser Dimension keine Generalisierung, die hier nur Diffusität erzeugen könnte.

Macht bringen. Davon kann ein unheilvoller Gebrauch gemacht werden, sobald man den Eigenton mit einem fremden Element verbindet und als Grundlage des Rapports andere Resonanzkörper an die Stelle des wahren Namens setzt. Nicht jeder mit der Anrede verbundene Ton befreit und stellt ins Eigene; er kann auch abhängig machen und zur Spaltung der Person führen. Aber auch dann noch bewahrt der Eigenton sein versiegeltes Privileg und kann eines Tages wieder erwachen.

#### 16. Die Referenz des Namens im Ort des Selbst ist gleichursprünglich mit der Referenz des Namens im Ort der Sprache

Vor dem Hintergrund des Eigennamens als eines Eigentons muß die Frage nach der Referenz im Ort der Sprache selbst noch einmal in verallgemeinernder Form aufgenommen und zu einem vorläufigen Abschluß gebracht werden. An dem vom Eigenton her aufgeschlossenen Namen hat sich gezeigt: Das *Wirkende* ist nicht eo ipso das *Bestimmende* und das *Bestimmende* nicht in jedem Falle das *Bedeutungstragende*. Hier sind Unterscheidungen geboten, die nicht ohne Verlust einnivelliert werden dürfen. Gleichzeitig muß die Frage aber auch in umgekehrter Richtung noch einmal aufgenommen werden: Wird die traditionelle Zweiteilung in einen referentiellen bzw. wirkenden und einen semantischen, bedeutungshaltigen bzw. sinntragenden Teil der Sprache *im ganzen* gerecht, oder muß auch hier noch einmal versucht werden, die beiden Seiten der Sprachmächtigkeit wiederum enger zusammenzurücken? Mit der Frage nach dem Konvergenzpunkt hängt die Frage zusammen, was der Grundvorgang der Sprache ist.

Daß in dieser Richtung zu fragen keine leichte Aufgabe ist, wird jeder empfinden, der nicht unreflektiert in der Sprache lebt und das Wort mit der Sache verwechselt, sondern sich, aller Diskrepanzen bewußt, auf Sprache einläßt und in ihrer Haut enger oder weiter fühlt. Und doch gilt auch hier die alte Regel: Man muß unterscheiden, um zu verbinden. Der Mangel herkömmlicher Referenztheorien und der Grund für ihre ausweglosen Schwierigkeiten liegt darin, daß sie weder im Selbst-sein noch in Sprechend-sein an diesem formalen bzw. dimensional Unterschied festhalten, ja ihn oft gar nicht kennen und allenfalls im Zusammenhang mit der Konzeption eines „leeren“ oder „starren“ Namens etwas von ihm zu ahnen beginnen. Zur Wahrung dieser Differenz ist die Logik gefragt, doch muß sie sich in dem Sinne verstehen, daß der in die Aporie treibende logische Schnitt nun auch im Sinne einer befreienden Disjunktion interpretiert wird.

Der auch von der herkömmlichen Logik der Alternativen gewährte Unterschied von „Sein“ und „Sinn“, von „Existenz“ und „Prädikation“, von „Selbst“ und „sozialer Person“ etc. ist konstitutiv für selbstbewußte, seinselbständige und freie Wesenheiten. Diese können als „sie selbst“ angesprochen werden und in eigener Sache reden, und eben dazu gibt der Name den Schlüssel her. Er steht für den „nackten Menschen“ bzw. für den „Mann ohne Eigenschaften“ (Musil) – eben den Redenden als solchen. Würde man die mit dem Namen bezeichnete Differenz zwischen dem Selbstredenden und dem Mitausgesagten verwischen oder gar zum Verschwinden bringen, so wäre auch die Freiheit dahin. Indem der selbst Redende im eigenen Namen spricht, wahrt der Name die Unabhängigkeit, Unvertretbarkeit und Nichtmediatisierbarkeit seines Trägers. Er ist gerade kein geeignetes Mittel, um jemand zu ergreifen und fest-



zunehmen. Jemanden zu unterwerfen verlangt notwendig Anonymität. Man kann jemand beim Leibe packen und bei seinen Handlungen behaften, nicht aber bei seinem Namen. Dieser stellt seinen Träger grundsätzlich in die Freiheit, auf die hin er sich im eigenen Namen angesprochen weiß.

Auch hier wird noch einmal deutlich, daß die beiden formal unterschiedenen Dimensionen strikt gesondert sind und sich in einem Sinne ausschließen, vermöge derselben Differenz aber auch koexistent sein können. Im Sinne der Koexistenz fungieren Eigennamen als Bindeglieder zwischen „Sein“ und „Sinn“, doch so, daß, was sie verknüpfen, sich in Wirklichkeit auf tieferer Ebene gar nicht tangiert. Damit ist den Übergriffen gewehrt, nicht aber sind die Korrespondenzen in Frage gestellt. Eine solche kann vielmehr erst zustande kommen, wenn dimensional Verschränktes unabhängig voneinander bleibt und, was auf der einen Seite gegeben ist, von der anderen nicht usurpiert werden kann.

Eine letzte Folgerung kann gezogen werden bezüglich der Referenz des Namens im Ort der Sprache. Das Referierenkönnen des Eigennamens verdankt sich der Selbst-Transzendenz seines Trägers. Wenn richtig ist, daß der Träger des Eigennamens *als solcher* mit dem bestimmten und bestimmaren Gegenstand nichts zu tun hat, dann hat auch die Referenz des Namens nichts zu tun mit einer solchen Bestimmtheit und Bestimmbarkeit. Wofür der Name steht, ist immer nur „er selbst“ und ineins damit der „Ort“, an dem er von sich selbst her ist und sein kann der er ist. Dieses Selbst ist eo ipso ein Sprechendes und Ansprechbares. Mit anderen Worten kommt das bei seinem Namen gerufene Selbst zu sich selbst und findet im Ort der Sprache seinen eigenen Ort. Referenz im eigenen Ort *als* dem Ort der Sprache ist eine Kategorie, die sich von gegenständlich bestimmter und bestimmbarer Bezugnahme radikal unterscheidet.

Daß der Name sich semantisch „füllt“ und dabei doch „leer“ bleibt, ist von daher gesehen kein Widerspruch, sondern lediglich der genaue Ausdruck eines dimensional Unterschieds. Der als Ort der Referenz verstandene Name ist einerseits „Hohlraum“ der Nichtgeltung aller möglichen Geltung und als solcher weder aufzufüllen noch zu beseitigen. Andererseits ist er der „Sammelraum“ aller möglichen Bedeutung und Geltung. Nur in der zweiten Hinsicht kann er mit Bekanntheit aufgeladen, durch Zuschreibungen besetzt und mit Besitzansprüchen verbunden werden. Wer aber lediglich daraufhin beansprucht wird, kennt seinen eigenen Namen noch nicht oder hat ihn bereits wieder verloren. Mit dem Namen kann so zwar Mißbrauch getrieben werden, aber auch dann läßt sich die Differenz zwischen dem Namen als Ort der Selbst-Referenz und seiner Funktion als Sinnträger und Garant sozialen Rufs auf keine Weise verwischen oder gar zum Verschwinden bringen. Die eigentliche Funktion des Namens muß vielmehr gerade umgekehrt darin gesehen werden, diese Differenz unter allen Umständen zu wahren und sich von keiner Seite her vereinnahmen zu lassen.

Die „Kette“ des Namens durch alle Universen der Bedeutung hindurch, von der Lyotard spricht, erweist sich für seinen Träger *als Ariadnefaden der Befreiung*.